

IMMANUEL SENIORENZENTRUM SCHÖNEBERG

Schöneberger

Leben



# Schöneberger Leben

## Weihnachtslieder für Diktatoren, lange Tanzabende auf dem Kudamm, Reisen um die halbe Welt

Im Immanuel Seniorenzentrum Schöneberg der Immanuel Diakonie stößt man auf viele spannende Geschichten; auf Erinnerungen aus bis zu hundert Jahren dichter Lebenserfahrung.

Wir haben Bewohnerinnen und Bewohner, Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter sowie Ehrenamtliche von Berliner Autorinnen wie Anna Jelena Schulte und Tatjana Wulfert nach ihren Lebensgeschichten befragen lassen.

## Einzigartige Geschichten - keine heile Welt

Jede der Geschichten ist für sich einzigartig, geprägt von einschneidenden Ereignissen und markanten Anekdoten. Diese Rückschauen enthalten nicht nur Schönes – keine „heile Welt“: Gerade die Enttäuschungen, die kleinen und großen Niederlagen sind es, die am stärksten im Gedächtnis haften bleiben.

Da gibt es zum Beispiel Werner, der von einer großen Karriere als Opernsänger träumte. Schon als kleiner Junge stand er auf der Bühne, beeindruckte mit seiner Stimme und erhielt sogar eine Einladung für ein Gesangsstudium auf Staatskosten. Doch der Krieg kam dazwischen und Werner wurde als Kriegsgefangener nach Russland zum Arbeitsdienst eingezogen. Auch Frieda erlebte die Nächte voller Angst und Ungewissheit, wenn über der Stadt die Bomben abgeworfen wurden. Sie überlebte – ihre Ehe, ihre große Liebe, endete jedoch mit dem Kriegsende. Trotz aller Widrigkeiten hat sich die zierliche Frau ihre Lebensfreude nie nehmen lassen. Mit ihren stolzen 98 Jahren erinnert sie sich am liebsten an das „Amüsemang“ der Berliner Tanzsäle oder an ihre späten Reisen quer durch Europa.

Selten verliefen die Lebenswege unserer Protagonisten geradlinig. Im Fall von Nadiezhda ist das ganz wörtlich zu verstehen. Zwischen Berlin und ihrer alten Heimat Chile, die sie mit neunzehn verlassen musste, liegen mehrere tausend Kilometer. Es war die Zeit der Pinochet-Diktatur und ihre Familie geriet auf Grund der oppositionellen Haltung ihres Vaters ins Visier des Regimes. Nachdem ihr Vater verhaftet wurde, flüchtete sie nach Europa und landete in Leipzig – ohne Ausbildung

oder Perspektive. Doch Nadiezhda schlug sich durch, lernte die Sprache und nach einigen Umwegen fand sie schließlich ihr berufliches Glück.

## Lebensraum Seniorenheim - ein biografisches „Schatzkästchen“

Die Lebenswege von Werner, Frieda und Nadiezhda kreuzen sich in Berlin in der Hauptstraße 121 A im Immanuel Seniorenzentrum Schöneberg. Es sind drei Beispiele einer vielfältigen Sammlung biografischer Notizen. Mit diesen Lebensskizzen möchten wir denjenigen, die sich mit der Etappe Seniorenheim beschäftigen, die Menschen näherbringen, mit denen sie ihren letzten Lebensabschnitt verbringen werden. Diese Geschichten sind nicht nur ein Fenster in die individuelle Vergangenheit, durch sie erfahren wir mehr über die Menschen, die die besondere Atmosphäre des Lebensraums „Immanuel Seniorenzentrum Schöneberg“ ausmachen.

Und die Erinnerungen zeigen, dass die Menschen in Seniorenheimen Geschichten erzählen können. Es sind Gedanken, die uns – die wir da „draußen“ leben – unsere eigenen Lebenswege wieder stärker reflektieren lassen.

Es gibt noch viele Geschichten zu hören!

Ihr  
Herbert Blum  
Geschäftsführer Immanuel-Miteinander Leben GmbH



## Inhalt

Am Anfang steht das hohe C	S. 08	Punkte im Gehirn	S. 40
Sie hatte keines vergessen	S. 12	Der Tag, der alles veränderte	S. 44
Zu löschen gab es immer was	S. 16	Es geht auch ohne Namen	S. 48
Vom Stahlbau zum Gärtnern	S. 20	In der elften Minute	S. 50
Vom Sportsgeist	S. 24	98 Jahre Berlin	S. 54
Oma, Du bist cool	S. 28	Im Tal der nicht ganz Ahnungslosen	S. 58
Auf kurvigen Wegen	S. 32	Blonde Locken	S. 62
Die richtige Entscheidung	S. 36	Himbeergelee und Nussbruch	S. 66



Schöneberger Leben



# Am Anfang steht das hohe C

Aus Werner wäre vielleicht ein Opernsänger geworden, ein Star wie Rita Paul. Mit der hat er in den 30er Jahren als Jugendlicher in Berlin auf der Bühne gestanden. Doch der Vater erlaubte nicht, dass er Gesang studiert, und hat das Kuvert mit dem Stipendium von Hitler zerrissen. Der Krieg und das Strafgefangenenlager in Workuta machten später alle Träume zunichte. Doch irgendwann holte sich auch Werner seinen Teil vom guten Leben.

Die anderen spielten Fußball. Werner ging singen. Vier mal die Woche, manchmal noch häufiger. Er hatte gerade das ABC gelernt, da sollte er schon Noten vom Blatt ablesen. Denn das hohe C, das konnte er wie nur wenige Jungs im Kinderchor. Mit zehn Jahren stand er zum ersten Mal auf der Bühne: bei Märchenaufführungen im Kindertheater, beim Frühjahrskonzert in der Philharmonie, in der Deutschen Oper. Manchmal durfte er mit zwei, drei anderen Kindern als Solist auftreten, einmal auch mit Rita Paul. Sie ist ein Jahr jünger als er und wurde später ein Star. Werner bekam mit, was hinter den Kulissen geschah, wie sich Schauspieler und Sänger vorbereiten, schminken, nervös sind. Die anderen konnten ihm noch so begeistert von Fußballturnieren erzählen und von ihren Abenteuern bei der Hitlerjugend - seine Welt war das Theater. Ob er aufgeregt war vor den Auftritten? „Ach nee“, sagt der alte Herr und winkt mit der Hand ab. „Alles Gewöhnung“.

### Hitler trinkt Kaffee – Werner singt Weihnachtslieder für ihn

Einmal, 1940 muss das gewesen sein, wurde er mit zwanzig anderen Jungen und Mädchen in die Reichskanzlei gefahren. Es war am zweiten Weihnachtsfeiertag. Sie standen in einem großen Saal und sangen Weihnachtslieder, während Hitler und die Familien Goebbels und Göring Kaffee tranken. Nach dem Auf-

tritt steckte ihm Hitler ein Kuvert zu. Zuhause öffnete es der Vater: Werner wurde eingeladen, auf Reichskosten Gesang zu studieren. Er war 13 Jahre alt und sah seine Karriere als Opernstar vor sich: Wie ihm die Fans zujubeln, wie er auf den großen Bühnen der Welt steht und endlich rauskommen würde aus den zwei Zimmern in Kreuzberg. Wie er sich freute!

Der Vater nimmt den Brief und zerreißt ihn.

### „Das Künstlerleben ist ein Hungerleben“

ruft er empört. Sein Sohn soll gefälligst etwas Anständiges lernen. Der Vater war früher Berufssoldat. Widerspruch ist zwecklos. Erst recht 1940.

Der Vater schickt ihn in eine Fabrik. Er soll Werkzeugmacher werden. Der Lärm der Maschinen verändert sein Gehör, er hat keine Zeit mehr für die Chorproben. 1941, mit 14 Jahren, steht er zum letzten Mal auf einer Theaterbühne.

Der Krieg schickt ihn 1944 zum Arbeitsdienst, zur Infanterie und ins russische Kriegsgefangenenlager an den Ural. Werner muss Straßen bauen und bei minus 40 Grad in den Wäldern Holz schlagen. 1947 kehrt er zurück, ausgemergelt und unterernährt.

### Er soll ein Spion sein? Für wen? Wozu?

Er heiratet, wird Vater und lässt sich scheiden. Dann kommt der 1. März 1953. Werner wartet im S-Bahnhof Bernau, dass sein Zug abfährt. Er wartet zehn Minuten, 20 Minuten, 30 Minuten. Und weil er nichts Besseres zu tun hat, blättert er in einer alten Zeitung und malt mit einem Stift auf ihr herum. Ab und zu schaut er rüber aufs andere Gleis. Dort werden russische Soldaten verladen. Plötzlich rennen zwei zu ihm herüber, reißen die Waggontür auf, zerren ihn hinaus. Sie schreien ihn an: Du Spion!

Er ein Spion? Für wen? Wofür? Es ist absurd. Doch das will keiner hören. Sie stecken ihn in eine Einzelzelle, verhören ihn nachts und lassen ihn auch am Tag nicht schlafen. Es ist Folter. Niemand setzt sich für ihn ein. Sein Vater war in Polen auf eine Mine getreten. Seine Mutter wird abgewiesen. Nach vier Monaten ist ihm alles egal. Das Urteil ist so absurd wie der Prozess: 102 Jahre Zuchthaus.



## In Workuta erfrieren alle Hoffnungen im ewigen Eis

Vom sowjetischen Untersuchungsgefängnis in der Berliner Magdalenenstraße verlegen sie ihn ins Moskauer Lubjanka-Gefängnis und machen ihm nochmal den Prozess: 25 Jahre Workuta. Bergwerkslager im ewigen Eis. Acht Monate Winter mit minus 60 Grad. Im



Sommer kommen die Mücken. An Flucht ist nicht zu denken. Der nächste Ort ist 800 Kilometer entfernt. Was war, ist vergessen. Was sein wird, egal. Heute ist heute. Totale Abstumpfung. Die einzige Freude sind Päckchen vom Roten Kreuz: Sie sind ein Zeichen, dass die Männer nördlich des Polarkreises nicht völlig vergessen sind. 1955 handelt Bundeskanzler Konrad

Adenauer bei einem Besuch in Moskau aus, dass die letzten deutschen Kriegsgefangenen in Workuta freigelassen werden. Auch für die politischen Häftlinge wie Werner wird es danach leichter. Er arbeitet noch ein Jahr in der Lagerbäckerei. 1956 kommt er frei und setzt mit verzweifelterm Trotz durch, dass er in Lichtenberg in einen Zug nach Westberlin gesetzt wird. Dort wohnt seine Schwester.

Seine Jugend ist weg. Als er sich endlich ins Leben stürzen kann, ist er 30 Jahre alt. Er versucht zu vergessen, und manchmal, wenn die Erinnerungen hochkommen, betäubt er sich mit Alkohol – und Musik. Er arbeitet sich hoch zum Vorarbeiter in der Metallindustrie. Später ist er für die Montage von Ersatzteilen in einer Fabrik für Frankiermaschinen verantwortlich.

### Das gute Leben: Tanzen, reisen, Sommer auf der Datsche

Mit 46 Jahren lernt er seine Inge kennen. Sie ist sechs Jahre jünger. Für Kinder ist es zu spät. Macht nichts. Die beiden wollen sowieso lieber unabhängig sein und endlich ihren Teil vom Leben haben. Die Sommer verbringen sie auf der Datsche, im Winter gehen sie tanzen.

### „Komm, wir dreh’n ne Runde langsamen Walzer“

sagt Inge zu ihm und zupft ihn am Ärmel. Im Café Keese gehören sie immer zu den ersten auf dem Parkett. Jedes Jahr machen sie eine große Reise. Sie fahren nach Italien, in die Schweiz, nach Ungarn, Jugoslawien und in die Türkei. Europa ist ihnen bald zu klein. Jetzt gehen die Reisen nach Tunesien, Marokko, Gambia, Thailand. Sie legen sich nicht nur an den Strand und

besuchen Ruinen. Das reicht den beiden nicht. Sie heuern Führer an und lassen sich in die Dörfer fahren, sprechen mit den Einheimischen, wollen wissen, was sie denken und wovon sie leben.

Nur nach Russland fahren sie nie. Werner hat in Workuta viel weite Tundra, blau-grünes Nordlicht und Mitsommernächte erlebt. Das reicht fürs Leben. Aus Ungarn hat er sich eine hölzerne Jungfrau Maria mitgebracht, aus Südamerika eine Maske der Inka. In Berlin hat er eine nepalesische Maske dazu gekauft und ein Amulett von Indianern. Seine Frau ist 2013 gestorben. Seitdem bewachen Maria und die geschnitzten Köpfe aus den fernen Ländern seinen Schlaf.

*aufgezeichnet im Immanuel Seniorenzentrum Schöneberg*







# Sie hatte keines vergessen

An einem Sommertag im Jahr 1954 fuhren Annemarie und Horst an die Havel. Sie sprangen ins Wasser, sie legten sich ins Gras, sie nahmen sich bei den Händen. Im Sommer 2014 sind sie noch immer beieinander. Doch ist es Horst jetzt, der sich erinnert, an all die Einzelheiten, die düsteren und auch die vielen frohen.

Sie liegt noch dort, die „Alte Liebe“, längs des linken Ufers der Havel, wo der Fluss sich weitet und zum Stößensee wird. Noch immer schlagen unten die Wellen sacht gegen den blauen Balken des Schiffsrumpfes, während oben auf dem Achterdeck Familien zur Mittagszeit Zander und Schnitzel bestellen, Paare am Abend aneinandergeschmiegt vor einer Weiße mit Schuss sitzen.

Auch Annemarie und Horst saßen dort, auf der „Alten Liebe“, 1954, als ihre eigene noch ganz jung war. Sie hatten sich an einem Sommertag entschlossen, an die Havel zu fahren, waren ins Wasser hinein gerannt und wieder heraus, hatten sich tropfnass ins Gras gelegt, gelacht und waren dann auf den Dampfer gestiegen, hatte, in der Dämmerung, einer des anderen Hand schein und wie aus Versehen berührt.

„Wir sind immer Hand in Hand gegangen“, sagt Horst, „auch, als wir schon alt waren. Die Leute haben sich manchmal sogar nach uns umgedreht.“

„Du passt schön auf“, sagt er und sie nickt.

Auch jetzt lassen sie sich nicht los. Wenngleich sie nicht mehr gemeinsam über den Kurfürstendamm laufen können, nicht mehr an die Ostsee fahren oder nach

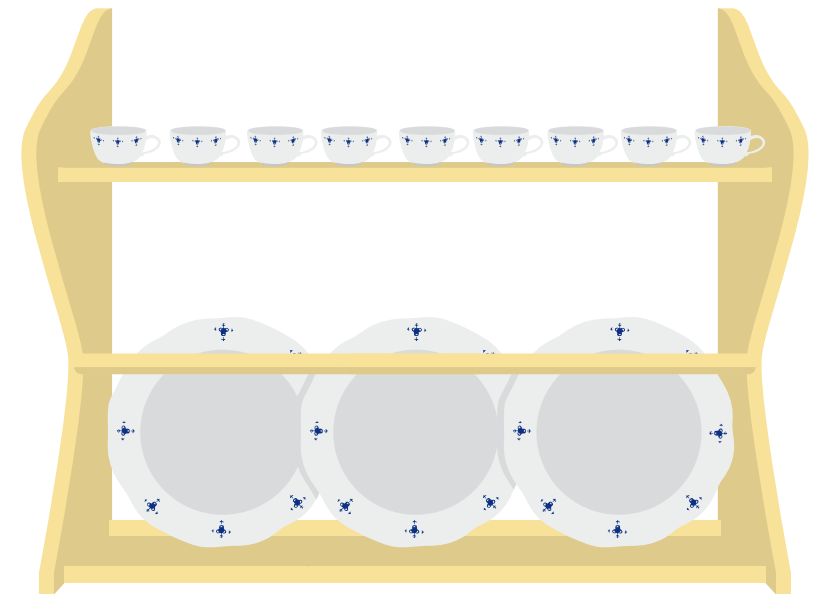
Thüringen. Annemarie liegt im Bett und Horst kommt jeden Tag, setzt sich zu ihr, streicht über ihr Gesicht, über ihre Haare: „Ein herrliches Strohblond hatte sie. Unser Treffpunkt war immer die Uhr am Bahnhof Zoo. Alle verabredeten sich dort. Selbst ein Lied gibt es über diesen Ort. Die Uhr am Bahnhof Zoo kennt viele Liebespärchen, denn an der Uhr am Zoo begann manch junges Glück.“

Annemarie fällt es schwer, alle Begebenheiten all der Jahre zu ordnen. Doch ist Horst ja da und erinnert sich für sie. „Du passt schön auf, dass ich nichts falsches erzähle“, sagt er zu ihr und Annemarie nickt.

Sie ist im September zur Welt gekommen, in Lübben, im Spreewald, vier Monate vor der Machtergreifung der Nazis. Ihr Vater war Böttchermeister, baute in seiner eigenen Werkstatt die Eichenfässer, in denen die Gurken eingelegt wurden.

### Wie viele? Das kann sie unmöglich sagen.

Einige wenige Jahre später schon war alles zerstört, die Werkstatt und Annemaries Elternhaus. Doch bevor die alliierten Bomber die Stadt erreicht hatten, war die Familie zu den Großeltern nach Groß Leuthen in der Märkischen Heide geflohen. Und kehrte nie wieder zurück.



1948 ging Annemarie aus dem Brandenburgischen fort, hinein ins zerstörte Berlin und ließ sich zur Krankenschwester ausbilden, legte ihr Staatsexamen beim Roten Kreuz ab und begann, auf der Geburtsstation des Behring-Krankenhauses zu arbeiten. Wie vielen Mariendorfer Kindern sie geholfen hatte, auf die Welt zu kommen, konnte sie unmöglich sagen, unzähligen, aber manchmal, Jahre später, traf sie eines dieser Kinder, das sich naturgemäß nicht mehr an sie erinnerte, Annemarie jedoch hatte keines vergessen.

1956 heiratete sie Horst und wechselte von der Klinik in eine Arztpraxis, die Arbeitszeiten waren geregelter, sie

kam pünktlicher nach Hause, kein unwesentlicher Umstand, denn sie war nun eine Ehefrau und eine solche kauft auch ein, kocht, wäscht, näht und hält die Wohnung in Ordnung. Horst beugt sich zu Annemarie, legt seine Hand auf ihren blassen Arm und sagt zärtlich:

„Du warst eine der tüchtigsten Hausfrauen, mein Spatz.“

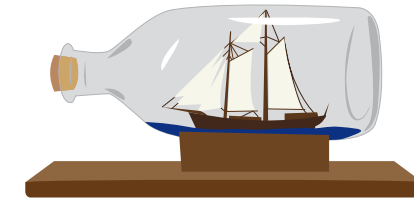
Was nicht hieß, dass er sie mit all der Arbeit allein ließ. Hin und wieder brachte er, da er im Feinkosthandel tätig war, besondere Kleinigkeiten mit, die sie am Abend gemeinsam aßen. „Aber ihr Karpfen in Biersauce und ihr Tafelspitz übertrafen alles.“

Windeln jedoch wusch Annemarie nie, kochte keinen Brei, nähte keine Hemdchen, keine Höschen. Man hatte die Wölbung unter ihren Kleidern schon deutlich erkennen können, aber eines Tages, in der Praxis, trat ihr eine demenzkranke Frau mit solcher Wucht gegen den Bauch, dass das Kind nicht überlebte.

### Die Veränderung war tiefer

Horst und Annemarie fassten einander bei den Händen, fester noch als zuvor. Sie flogen nach Rimini und badeten „im blauen Meer“, wie sie sagte. Sie gingen in die Oper und mochten vor allem „Die Macht des Schicksals“ von Verdi. Sie sahen Musicals im Theater

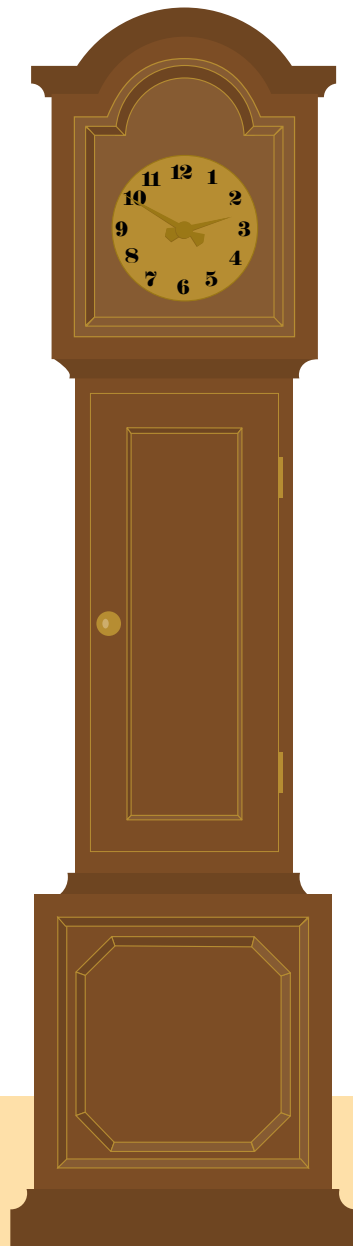
des Westens, das bejubelte „My Fair Lady“ und den Broadway-Klassiker „Annie Get Your Gun.“ Sie besuchten, auch nach dem Mauerbau, Annemaries Eltern drüben in Ost-Berlin, bereisten nach dem Mauerfall, zwei Wochen im Frühjahr und zwei Wochen im Herbst, all die Orte in Sachsen, Sachsen-Anhalt, an der Küste, die sie vorher nicht gekannt hatten.



1997 hörte Annemarie auf zu arbeiten. Sie reisten weiter, wanderten, immer gemeinsam, auch wenn es beschwerlicher wurde. Annemarie stürzte einige Male, verletzte sich die Knie, den Ellbogen, brach sich den Oberschenkel. Aber die Veränderung, die Horst dann wahrnahm, war tiefer, grundsätzlicher.

Annemarie liegt im Bett und Horst kommt jeden Tag, setzt sich zu ihr, hält ihre Hand. Und manchmal beginnt er, sich zu erinnern: „Weißt Du noch, mein Spatz, wie es war, damals, auf der „Alten Liebe.“

*aufgezeichnet von Tatjana Wulfert im Immanuel Seniorenzentrum Schöneberg*







# Zu löschen gab es immer was

Werner arbeitete als Feuerwehrmann und hätte gerne Karriere gemacht. Doch das war nicht drin. Bei Kriegsende hatten ihn die Amerikaner gefangen genommen, das galt als Makel in der DDR.

Die Feuerwehr faszinierte ihn schon, da war er noch ein kleiner Junge im thüringischen Eisenberg. Die großen Löschautos mit den langen Schläuchen, die Männer, die blitzschnell bereit standen und hinaus-sausten. Sowas wollte er später auch machen. Werner

blättert im Fotoalbum und zeigt auf einen gut aussehenden, jungen Mann mit feinen Gesichtszügen. Zusammen mit anderen Feuerwehrmännern sitzt er vor einem Löschwagen. Muss Anfang der 50er gewesen sein. Werner war Mitte 20 und arbeitete bei der Berufsfeuerwehr. Er fing in der Früh an und musste oft auch abends nochmal raus. Manchmal hatte er morgens nur ein Stück Brot gegessen. Gab ja nichts. Das war ganz schön hart. Er mochte die Arbeit trotzdem. Später war er für die Ausbildung der Feuerwehrmänner zuständig. Doch mehr Karriere war nicht drin. Werner war zu Kriegsende den Amerikanern in die Hände gefallen. Das war Zufall gewesen - und galt doch in der DDR als Makel. Mit diesem Makel war es schwer aufzusteigen, erst

recht bei der Berufsfeuerwehr. „Immer pfuschte was dazwischen“, sagt Werner und zuckt mit den Schultern. Selten lief mal was glatt in seinem Leben.

### **Er kam unehelich zur Welt. Die Mutter musste Spießrutenlaufen**

Seine Mutter kam aus bescheidenen Verhältnissen und brachte ihn 1926 unehelich zur Welt. Sein Vater stammte wohl aus besserer Familie, die Verbindung galt als nicht standesgemäß. Mehr weiß Werner nicht, die Mutter hat nichts erzählt, er hat nicht gefragt. Nur dass es die Mutter schwer hatte und „Spießrutenlaufen“ musste. Daran kann er sich erinnern. Er wuchs bei den Großeltern auf. Die gaben sich Mühe mit ihm und versuchten, die Eltern zu ersetzen. Doch auch sie hatten nicht viel vom Leben gehabt außer Arbeit. Die Mutter heiratete einen anderen Mann und bekam noch zwei Töchter. Die Mädchen lachen viel auf den Bildern, doch der strenge, verhärmte Blick der Mutter blieb.

### **Eine Grube in der Erde, Decke drüber. Das war für Monate sein Zuhause.**

Werner lernte Werkzeugmacher. 1943 bekam er sein Gesellendiplom. Diesmal pfuschte der Krieg dazwischen. Arbeitsdienst in Hamburg, dann ab nach Frankreich an

die Front. Hätte schlimmer kommen können, Russland und so. Nach der Landung der Alliierten in der Normandie im Juni 1944 ging es nur noch darum, sich zu verstecken. In Bad Kreuznach nahmen ihn die Amerikaner gefangen. Die Gefangenen buddelten sich Gruben in die Erde und legten eine Decke drüber. Das war für Monate ihr Zuhause. Für 72 Mann gab es ein Weißbrot, manchmal konnten sie sich nicht mehr auf den Beinen halten vor Schwäche. Manche sind in die Fäkaliengruben gesprungen, weil sie verrückt wurden. Wie er das ausgehalten hat? „Man stumpft ab“, sagt Werner. Ein Transport sollte die Gefangenen, die aus Ostdeutschland kamen, zurück in den Osten bringen. Der Transport machte Station in Aschaffenburg. Dort liehen ihn die Amerikaner zum Arbeiten an einen Bauern aus. Das war sein Glück. Denn der gab ihm mehr zu essen. 1947 kehrte Werner nach Eisenberg zurück.

Er schlug sich durch, half beim Bau von Baracken, arbeitete im Schamottwerk und bei der Feuerwehr und fuhr Lkw. Allmählich nahm das Leben Fahrt auf. Er verliebte sich in eine Frau, so alt wie er. Sie verstand vieles an ihm, auch sie war ohne Vater aufgewachsen, auch sie in armen Verhältnissen. 1951 kam die erste Tochter zur Welt, 1960 die zweite. Er kümmerte sich gerne um die Kinder und war ein liebevoller, wenn auch strenger Vater.



## Er konnte aufbrausend sein und autoritär. Das ging nicht lange gut.

Die Familie lebte jetzt in Berlin und leitete ein Freizeitheim am Müggelsee. Das Heim lief gut, der See, die langen Sommer, die Kinder - es war eine schöne Zeit. Doch dann gab es Schwierigkeiten mit den Angestellten. Werner konnte aufbrausend sein als Chef, autoritär. So hatte er es gelernt von seinen Vorgesetzten beim Militär, bei der Feuerwehr, im Schamottwerk. Doch das half nicht immer weiter. Seine Frau versuchte zu vermitteln und fand sich oft zwischen allen Stühlen vor. Er forderte Loyalität von ihr. Das ging nicht lange gut. 1984 ließen sie sich scheiden. Da hatte er schon eine andere Frau kennengelernt. Mit ihr wurde er noch einmal glücklich. Doch dann pfuschte das Leben wieder dazwischen.

1999 stand seine jüngere Tochter - sie war 39 Jahre alt - eines Morgens auf, ging ins Bad und brach zusammen. Sie hatte in den Tagen zuvor über Rückenschmerzen geklagt, doch niemand ahnte, wie krank sie war. Kurze Zeit nach dem Sturz fiel sie ins Koma und wachte nie mehr auf. Sieben Jahre lang saß Werner Woche für Woche an ihrem Bett, hielt ihre Hand und strich über ihre Stirn. Ob sie sich darüber freute, ob sie überhaupt etwas mitbekommen hat, weiß er nicht.

„ Es muss schrecklich sein,  
mitleiden zu müssen, wie die  
eigene Tochter krank wird und  
selbst so hilflos zu sein “

hat ihm Carola, die ältere Tochter, in ein Fotoalbum zum 80. Geburtstag geschrieben.

## Die Familie hält zusammen – trotz aller Brüche und mancher Verletzung

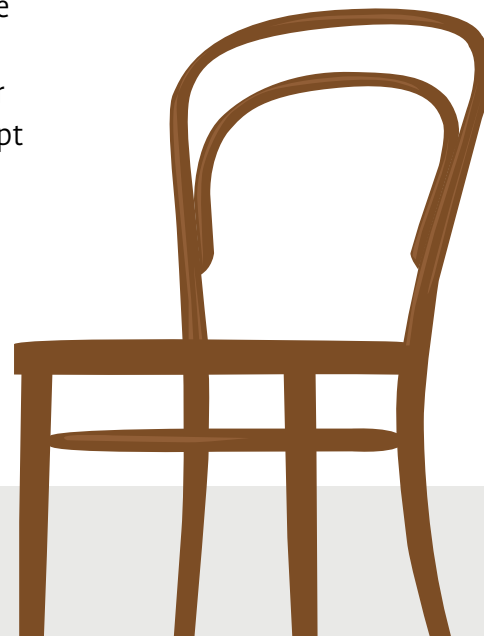
Früher hat sich Carola viel mit dem Vater gestritten, oft übers Politische, oft über das Leben in der DDR, das Vater und Tochter unterschiedlich wahrnahmen, aus unterschiedlichen Prägungen heraus. Aber das ist lange her und längst verziehen. Vater, Tochter, Enkelkinder und Urenkel wohnen heute nah beieinander und kümmern sich umeinander – trotz aller Brüche und mancher Verletzung. Auch zu den Stiefschwestern

in Thüringen ist die Verbindung nie abgerissen. Das Wichtigste ist, dass man zusammenhält. Oder wie Werner sagt:

„ Dass man über die  
Runden kommt “

Auch wenn das Leben noch so sehr dazwischen pfuscht.

*aufgezeichnet im Immanuel Seniorenzentrum Schöneberg*









# Vom Stahlbau zum Gärtnern

Martin ist ehrenamtlicher Mitarbeiter. Lange hat er im Stahlbau gearbeitet, dann wurde er arbeitslos. In der Arbeitslosigkeit entdeckte er neue Talente. Er sorgt für Kuchenduft und für die Blütenpracht auf der Dachterrasse. Seine eigenen Eltern hat er nicht alt werden sehen, umso lieber ist ihm die Arbeit mit den Senioren. Sein größter Wunsch ist eine Anstellung.

Martin ist oben auf der Dachterrasse zu finden, wie immer, wenn er eine Raucher-Pause macht. Neben dem kräftigen Mann mit dem blau-karierten Hemd, den dunklen Augen und der scharf geschnittenen Nase sitzt eine alte Dame im Rollstuhl. Still schauen die beiden über die Dächer von Schöneberg. Noch scheint die Sonne, doch der Wind baut dichte Wolkenwände, bald wird es regnen.

Martin deutet auf die filigranen Windräder, die sich auf dem Gestell des Gasometers drehen und erklärt,

dass mit ihrer Energie ein Fuhrpark für Elektro-Autos gespeist wird. Natur und Technik sind Themen, mit denen er sich auskennt. Er hat sie alle gesät und gezogen: Die wilden Stiefmütterchen am Geländer der Terrasse, die Rosen in den Töpfen davor, Mädchenaugen und Clematis, die die Wände hochranken. Allein schon wegen der Pflanzen ist der Ehrenamtliche mehrmals die Woche hier. Bald, so hofft er, wird er eine feste Halbtagsstelle bekommen und sich dann auf die Arbeit mit Demenzkranken konzentrieren.

### Jeden Morgen telefoniert er drei Telefonlisten ab

Doch dafür braucht er einen Schein zum „Betreuungs-Assistenten“. Und den zu bekommen, erweist sich als schwierig. Jeden Morgen telefoniert er drei Telefonlisten ab, die das Jobcenter ihm ausgedruckt hat. Auf den Listen stehen die Nummern der Ausbildungsstätten. Heute Morgen war es wie immer in den letzten Monaten: Unter jeder Nummer wurde ihm mitgeteilt, dass die Zahl der Anmeldungen nicht ausreicht, um einen Kurs zu starten. Dass er sich gedulden möge. Und Martin, dem nichts anderes übrig bleibt, geduldet sich: Er zieht weiterhin die Pflanzen, schiebt bei Ausflügen die

Rollstühle, hört zu und bäckt Kuchen. Diesen Donnerstag will er Stachelbeer-Kuchen backen, mit Baiser.

„ Mit dem Duft kommt auch der Appetit “

weiß er. Die alte Dame im Rollstuhl neben ihm nickt.

### Donnerstag bäckt er Stachelbeerkuchen. Früher arbeitete er im Stahlbau

Martin schätzt die Ruhe und den Frieden hier oben, über den Dächern. Laut und schweißtreibend ging es lange genug zu in seinem Leben: Viele Jahre hat er im Stahlbau gearbeitet, in Hagen, wo er Bodenklammern für die Bundesbahn herstellte. Er verdiente gut in dieser Zeit, fuhr an den Wochenenden auf dem Rad die Ruhr entlang, manchmal bis nach Duisburg. So hätte er weiter gemacht, bis zur Rente. Wenn ihm nicht die Arbeitslosigkeit dazwischen gekommen wäre. Der Betrieb beschloss, die Produktion in östlichere Länder zu verlagern.

Martin zog zurück nach Berlin, seine Geburtsstadt. Ein Jahr lang stellte er hier Ventile für gasbetriebene Straßenlaternen her, dann war der Bedarf gedeckt und er erneut arbeitslos. Er machte Gartenarbeiten, reparierte Spielzeug für Kitas, ging zum Jobcenter. Jeden „Ein-Euro-Job“, jede „Maßnahme“ nahm er an.



Auch, wenn ihm manches sinnlos erschien. Etwa, als er in einer Holzwerkstatt an einem Hocker herumbasteln sollte, den weder er selbst noch sonst irgend jemand brauchte.

### Als er zwölf war, starben seine Eltern

Die alte Dame im Rollstuhl legt eine Hand auf seinen Unterarm. „Heiß“, bringt sie mühsam hervor. Martin schaut zu ihr herüber, die Sonne scheint ihr direkt ins Gesicht. Er springt auf und schiebt sie in den Schatten. Auch das Seniorenheim lernte er durch einen „Ein-Euro-Job“ kennen. Und registrierte, dass er gebraucht wurde. Dass er sich wohlfühlte zwischen den alten Menschen.

Familiäre Betriebsamkeit kennt er aus seiner frühesten Kindheit. Er war das jüngste von zwölf Geschwistern,

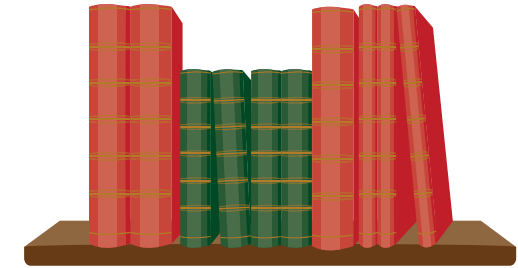
aufgewachsen in der Bruno-Taut-Siedlung in Zehendorf, nah der Krumpfen Lanke. Kleine Arbeiterhäuser mit bunten Gärten waren das damals, gebaut für Leute wie seine Eltern: Die Mutter Krankenschwester, der Vater technischer Zeichner.

Martin denkt gerne an die Sommer seiner Kindheit zurück, an den Geruch von Wasser, Kiefern und Sand. Er hat seine Eltern nicht alt werden sehen. Beide starben im Alter von dreiundfünfzig Jahren, er selbst war damals zwölf. Statt seiner eigenen Eltern umorgt er nun also Fremde, und das umso lieber. „Mit den eigenen Kindern sind die Senioren oft schwieriger“, beobachtet er.

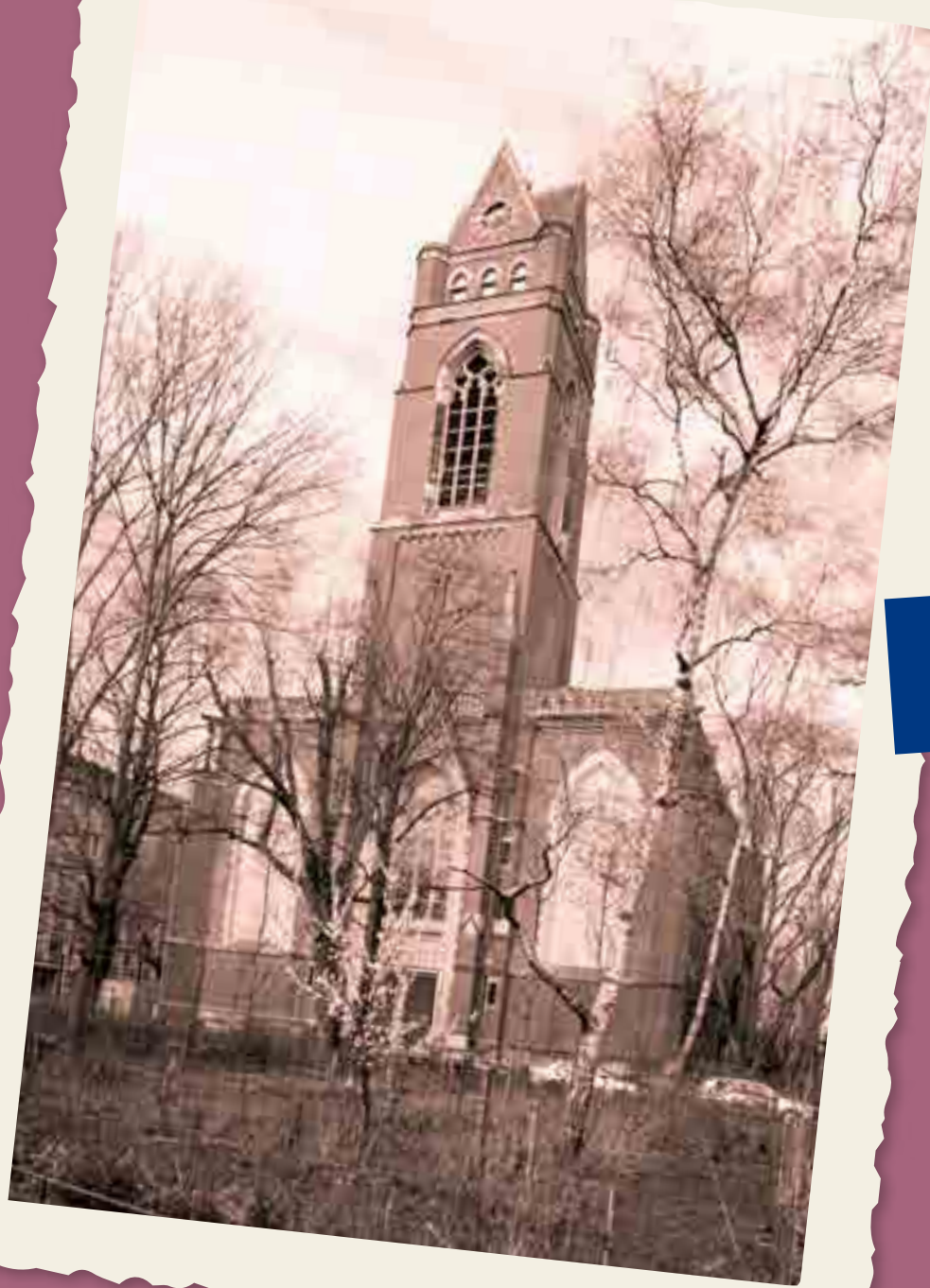
Dass sein Leben andere Wege nahm als geplant, grämt ihn nicht. Wenn nur endlich der Morgen da wäre, an dem eine Stimme am Telefonhörer ihm sagt: Der Kurs kann beginnen.

Martin verabschiedet sich mit festem Händedruck. Dann schiebt er den Rollstuhl von der Dachterrasse, brummt etwas von einer Verbesserung des Türöffnungs-Systems, für die er sorgen möchte, und verschwindet in einem der langen Gänge im Inneren des Gebäudes.

*aufgezeichnet von Anne Jelena Schulte im Immanuel Seniorenzentrum Schöneberg*







## Vom Sportsgeist

Eigentlich wollte Jutta Sportlehrerin werden. Eigentlich hatte sie auch von der großen Liebe geträumt. Dann kam alles anders als geplant: Plötzlich stand sie als allein erziehende Mutter im Foto-Labor. Und entwickelte Bilder von Freddy Quinn. Sich selbst treu geblieben ist sie trotzdem. Ihren Sportsgeist gibt sie auch im Rollstuhl nicht auf.

## Groß und glitzernd formen die Strass-Steinchen auf ihrem weißen T-Shirt das Wort JOY.

Joy, trotz des Schlaganfalls, der sie in den Rollstuhl beförderte. Man habe sie bewusstlos auf der Straße gefunden, erzählte man ihr im Krankenhaus. Ein Jahr ist das nun her.

Das Gute ist: Jutta kann sprechen und denken wie zuvor. Und das Gehen möchte sie auch wieder lernen, kein Tag, an dem sie nicht turnt. Immerhin wollte sie mal Sportlehrerin werden.

Sechzehn Jahre alt war sie da und Schülerin eines Mädchengymnasiums in Friedenau. „Wenn du Sportlehrerin werden willst, musst du auch ein paar Semester Medizin studieren!“ Dieser Ausspruch einer Mitschülerin brachte den frisch formulierten Berufswunsch wieder ins Wanken. So begeistert sie Geräteturnen und Kurzstreckenlauf übte, so wenig mochte Jutta Schreibtisch-Sport, Büffelei.

## Ein Autounfall machte die angehende Krankenschwester zur Patientin

Etwas ratlos schlug sie den naheliegendsten Weg für Mädchen ihrer Generation ein: Sie meldete sich zum Hauswirtschaftsjahr an. Im Martin-Luther-Krankenhaus ging sie den Schwestern zur Hand, fand Gefallen

an den klaren Aufgaben, den freundlichen Kolleginnen, der praktischen Arbeit, und dachte sich: Krankenschwester. Das wäre schön.

Doch ein Autounfall machte aus der angehenden Schwester selbst eine Patientin. Elf lange Wochen lag das schlanke, rothaarige Mädchen im Krankenhausbett. Gerade noch hatte sie zugunsten von Boogie und Rock 'n' Roll den Foxtrott verworfen, hatte mit den Schmusesängern von der großen Liebe geträumt. Und jetzt hieß es: Still sein. Qualvoller als die Schmerzen erschien ihr das Nichtstun.

Vom Schwestern-Beruf riet man ihr ab, zu schwer verletzt war ihr Bein. So fand Jutta sich im Büro eines technischen Fotografen wieder, eine Arbeitsstelle, die Freunde ihr vermittelt hatten. Die Flucht vor dem Schreibtisch war missglückt. Doch die Dankbarkeit, überhaupt Arbeit gefunden zu haben im frühen Nachkriegs-Berlin, wog schwerer als der Wunsch nach Selbstverwirklichung.

## Vielleicht existiert die große Liebe nur in Momenten

Das Arbeitsverhältnis endete abrupt. 23 Jahre alt war Jutta jetzt und hatte ihrem Chef gerade mitgeteilt, dass sie ein Kind erwartete. Mutterschutz gab es nicht. Sie hätte ihn gut gebrauchen können, denn als



das Baby da war, war der Vater weg. „Den dunklen Punkt“ nennt Jutta dieses Kapitel. Froh war sie, dass ihre Mutter so unverbrüchlich zu ihr hielt. Was sie übrig hatte an Zeit, Geld und Fürsorglichkeit schenkte die geschiedene, wenig vermögende Frau ihrer Tochter und dem Enkelsohn.

Als das Kind fünf Jahre alt war, kehrte der Freund zurück. Sie heirateten, waren vier Jahre lang ein Ehepaar. Doch die Verbindung zerbrach erneut, diesmal endgültig. Die große Liebe, von der sie als junges Mädchen träumte, vielleicht existiert sie nur in Momenten.

## Und plötzlich zauberte sie Bilder von Freddy Quinn aufs Fotopapier

Jutta, die der Sportsgeist nie verlassen hatte, ließ sich nicht entmutigen. Sie ging zum Arbeitsamt, wo man ihr eine Stelle als Fotolaborantin vermittelte. Die neuen Arbeitgeber, ein Fotografen-Ehepaar, belieferten die Presse mit Fotos von Prominenten. Statt wie früher Rechnungen zu formulieren, durfte sie nun Bilder von Freddy Quinn und Caterina Valente auf das Papier zaubern, durfte auch ihr Kind mitbringen, wenn es krank war oder Schulausfall hatte. Die Arbeit gefiel ihr. Dreißig Jahre blieb sie dort, bis zur Rente.

Auch fand sie eine neue Liebe. Mit diesem Mann fuhr sie in die Berge und an andere Orte, die dazu einluden, wandern oder spazieren zu gehen. Viele Jahre waren vergangen, die Lust an Bewegung aber war ihr geblieben.

„Vielleicht“, sagt Jutta,

„vielleicht war ich zu stolz.“

Sie war es, die sich zurückzog von dem neuen Mann. Zu lange war sie daran gewöhnt gewesen, allein zu sein, zu groß der Wunsch nach Unabhängigkeit.

Sie tat sich mit einer Cousine zusammen, die ebenso gerne Ausflüge und Reisen unternahm wie sie. Einmal überredete diese Kusine Jutta, mit ihr bis nach China zu reisen. Dort wandelten die beiden auf dem „Pfad der Könige“, probierten gebratene Entenfüße, lauschten dem Klang der fremden Sprache.

Jutta klopft auf die Lehne ihres Rollstuhls. Sie ist zuversichtlich, dass er kommen wird, der Tag, an dem sie wieder loslaufen wird. Bis dahin wandert sie durch alle Genres der Literatur. Gerade hat der Pfleger sie mit frischen Büchern versorgt, der Stapel liegt auf dem Schreibtisch ihres Einzelzimmers. So lange die Beine nicht wollen, muss es die Phantasie übernehmen, sie an neue, unbekannte Orte zu tragen.

*aufgezeichnet von Anne Jelena Schulte im Immanuel Seniorenzentrum Schöneberg*









## Oma, Du bist cool

Achtzehn Jahre alt war Zeynep, als sie aus dem Süden der Türkei nach Berlin-Steglitz umziehen musste. Um sie zu trösten, führten die Eltern sie an den Wannsee. Was aber war der Wannsee gegen das Mittelmeer? Versöhnt mit ihrem Schicksal fühlte sie sich erst, als sie sich verliebte. Doch ihr Mann starb viel zu früh. Nun musste Zeynep ihre vier Kinder alleine durchbringen.

## „In der Türkei“, sagt sie, „musste ich den Alten immer die Hand küssen.“

So waren die Sitten, als sie noch das Mädchen Zeynep war, das seine Wege am liebsten auf Rollschuhen zurücklegte. Das sich gerne unter die Jungen mischte, um mit ihnen Fußball zu spielen. Wenn diese sie auslachten und sagten: „Du bist ein Mädchen, du kannst das nicht,“ dann nahm sie ihnen den Ball weg.

Das war die eine Zeynep. Die andere war zärtlich, hilfsbereit. Diese beließ es nicht dabei, den Alten die Hand zu küssen, sondern half ihnen auch beim Einkaufen und Putzen, einfach so, von sich aus.

Hätte eine Wahrsagerin ihr prophezeit, dass sie einmal als Altenpflegerin arbeiten würde, wäre Zeynep vermutlich nicht überrascht gewesen. Darüber, dass sie ihr Leben in Deutschland zubringen würde, schon.



Warum die Eltern nach Berlin zogen, weiß sie bis heute nicht so genau. Wirtschaftliche Not war es nicht, auch keine soziale Zwangslage. Sicher weiß sie nur, dass ihre Mutter einen ähnlich zupackenden Charakter hatte wie sie selbst. Den Umzug nach Deutschland organisierte diese, ohne ihren Mann zu fragen.

## Was ist der Wannsee gegen das Mittelmeer?

Achtzehn Jahre alt war Zeynep, als sie sich in Berlin-Steglitz wiederfand. Grau und kalt erschien ihr die Stadt, fremd die Sprache. Voller Vorwürfe war sie. „Warum hast du das getan?“ fragte sie.

„Damit ihr eine bessere Zukunft habt“

war die knappe Antwort der Mutter. Zeynep wurde in einer Sprachschule angemeldet und von den Eltern an den Wannsee geführt. Trüb sah sie auf das ebenso trübe Wasser und vermisste das Meer. Dann aber fand sie Freunde, mit denen sie ins Kino ging, im Forum Steglitz Eis schleckte oder Kaffee trank. Und, viel wichtiger: sie verliebte sich. Von da an tat das Heimweh nicht mehr weh.

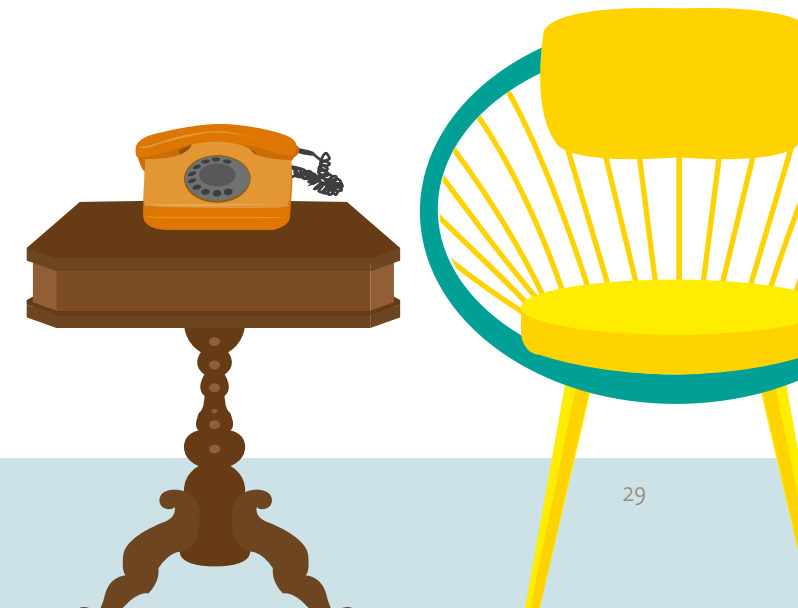
Zeyneps Augen verdunkeln sich beim Erzählen. Es war eine große, erste Liebe, für beide. „Er kommt aus dem Norden, wir sind aus dem Süden. Wir kennen seine

Familie nicht“, jammerten ihre Eltern. Doch das Paar heiratete über die Bedenken einfach hinweg, bekam vier Kinder, führte eine gute Ehe. Dann starb ihr Mann, viel zu früh. Zeynep war jetzt Witwe und Mutter von vier kleinen Kindern.

„Das war vor siebenundzwanzig Jahren.“ Sie schweigt. Immer drückender wird die Stille. Zeit, vorsichtig nachzufragen: Wie ging dein Leben weiter?

## Von Niemandem wollte ich Unterstützung haben

Die Antwort kommt unverzüglich: So, wie sie das sagt, sieht man das Mädchen in ihr, das einst den Jungen den Fußball wegnahm. Sie wollte selbst für ihre Kinder sorgen, nach Jahren der Hausarbeit eigenes Geld verdienen.



Zeynep wurde Sekretärin in der Baufirma ihrer Brüder. Viereinhalb Jahre lang arbeitete sie dort, dann hatte sie deren Bevormundung satt.

### „Das war nicht mein Stil.“

Eine Freundin vermittelt ihr einen Praktikumsplatz in der Altenpflege. Diese Arbeit empfand sie als anstrengend, aber befriedigend: Wie schon als Kind freute Zeynep sich über die Freude der gut Versorgten. Sie machte Fortbildungen, wurde Pflegehelferin.

Seitdem sie diese Arbeit aufgenommen hatte, kümmerte Zeynep sich in der ersten Tageshälfte um die alten Menschen, in der zweiten um ihre heranwachsenden Kinder. „Manchmal frage ich mich selber: Wie hast du das denn geschafft?“ sagt sie. „Aber man schafft das.“ Nur keinen Leerlauf. Nur keine dunklen Gedanken aufkommen lassen, nicht bei sich selbst, nicht bei den Kindern. Hatte sie frei, ging sie mit ihnen Schwimmen, in den Park oder ins Kino. Ihre beiden Söhne wurden angemeldet zum Boxen: Heraus mit den Kräften. Froh ist sie über die Wege, die ihre Kinder eingeschlagen haben, keines, das ihr größere Sorgen bereitet.

### Deutschland ist ihr Zuhause

In die Türkei fährt sie nur noch, um das Grab ihrer Mutter zu besuchen, die dort beerdigt werden wollte. Zu

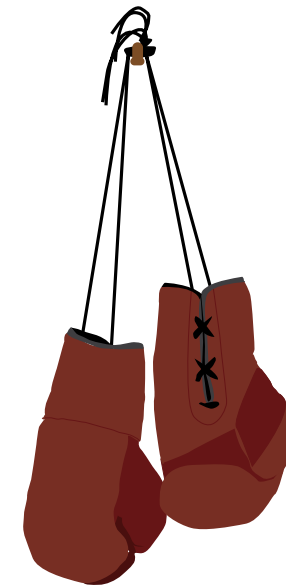
Hause fühlt Zeynep sich in Deutschland. Umso trauriger macht es sie, wenn sie hier in die Ausländer-Schublade sortiert wird, etwa, wenn ihr in der U-Bahn jemand zuraunt: „Geh nach Hause.“ Auch ihre Kinder mussten solcherlei Anfeindungen erleben, obwohl sie hier geboren sind und Zeynep erbarmungslos verbessern, sobald sie im Deutschen einen Fehler macht. Nun sind die Kinder groß, Zeynep lebt allein. Manchmal trifft sie sich mit Freundinnen, um sich mit diesen einen „türkischen Abend“ zu machen. Oft kommen die Kinder und Enkel zu Besuch, und weiterhin arbeitet sie als Pflegehelferin.

Sieht man sie in dem ärmellosen T-Shirt, das ihre schönen Arme gut zur Geltung bringt, schaut man in ihre lebhaften Augen, liegt nichts ferner als der Gedanke, dass diese Frau vierfache Mutter und sechsfache Großmutter sein könnte.

### „Oma, du bist cool“

sagte ihr jüngster Enkel neulich zu ihr und hob seinen Daumen in die Luft. Zeynep lacht. „Hoffentlich“, sagt sie, „habe ich noch lange die Kraft und die Gesundheit, um weiterzumachen.“

*aufgezeichnet von Anne Jelena Schulte im Immanuel Seniorenzentrum Schöneberg*







## Auf kurvigen Wegen

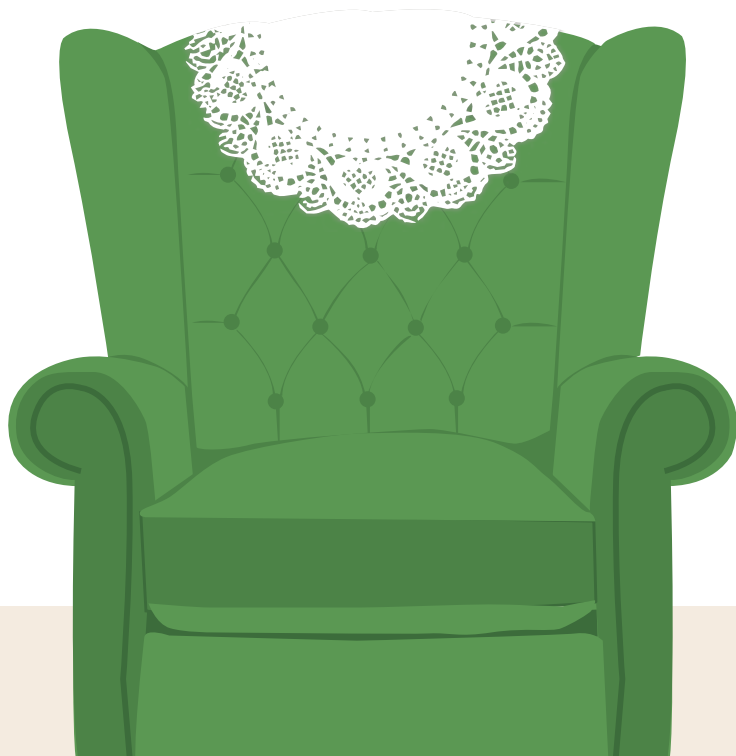
Nils hat Jura studiert, Heilpraktiker gelernt und ein Restaurant geleitet. Jetzt ist er Altenpfleger und sagt: „Ich bin angekommen“. Über einen Beruf, der anstrengend, erfüllend und vielfältig ist.

An diesem Freitagmorgen steht der Leichenwagen vor der Tür des Seniorenzentrums. In der Nacht ist eine Frau gestorben. „Wir sind alle erleichtert“, sagt Nils, „sie hatte nur noch Schmerzen“. Nils ist Altenpfleger. Es gehört zu seinem Berufsalltag, Menschen auch auf ihrem letzten Weg zu begleiten. Bislang war er aber erst einmal dabei, als eine Bewohnerin gestorben ist. Er hat ihre Hand gehalten und sie gestreichelt, bis sie eingeschlafen ist.

### „ Es war ein schöner Tod “

sagt Nils. Es gibt aber auch die anderen Erfahrungen mit dem Sterben, wenn sich Menschen quälen und mit dem Tod ringen bis zuletzt.

„Das könnte ich nicht“, sagen Freunde, wenn Nils ihnen von seiner Arbeit erzählt. Altenpfleger dürfen keine



Scheu vor Menschen und ihren Körpern haben. Wer sich ekelt vor Exkrementen und Geschwüren, ist fehl am Platz. Um tagtäglich mit gebrechlichen Menschen umzugehen, braucht man viel Geduld und einen geschulten Blick dafür, in welcher Not sich ein Mensch befindet, auch dann, wenn er nicht mehr darüber sprechen kann. Empathie ist wichtig für den Beruf, sagt Nils.

### Ich bin angekommen

Als ihm vor zwanzig Jahren eine Cousine von ihrer Arbeit als Altenpflegerin erzählte, dachte auch er: könnte ich nie. Nils studierte Jura - was man eben so studiert, wenn man eine passable Abiturnote hat und sich einen gut bürgerlichen, gesellschaftlich anerkannten Beruf wünscht. Doch dann fiel er durchs Examen. Es war ein Schock. Nils dachte viel nach über sich und sein Leben und entschied sich für eine Ausbildung zum Heilpraktiker. Um Geld zu verdienen, leitete er zwischendurch ein Restaurant, und letztlich war es das Jobcenter, das ihm empfahl, Altenpfleger zu werden. Es ist nicht sein Traumberuf, und es war ein kurviger Weg bis hierher.

### „ Doch jetzt habe ich das Gefühl, ich bin angekommen “

sagt Nils. Ehrgeiz, Neugier und Freude am Lernen sind geblieben. Er hat die einjährige Ausbildung zum Altenpflegehelfer absolviert und lässt sich gerade berufsbe-

gleitend vier Jahre lang zum Altenpfleger weiterbilden. Er wird medizinisch, psychologisch und auch juristisch geschult. Dass er Vorkenntnisse aus seinem Jurastudium und der Heilpraktiker-Ausbildung mitbringt, macht die Sache leichter. Auch dass er schon mal ein Restaurant geleitet hat und organisieren und wirtschaften kann, ist von Vorteil.

Mittlerweile ist ihm nichts mehr fremd im Umgang mit alten Menschen und ihren Krankheiten und Schwächen. Man dürfe nicht daran denken, dass es einem selbst mal so gehen wird, sagt er. Der Verlust an Autonomie, wenn die Kräfte nachlassen, das sei für viele Menschen schwer zu ertragen. Wer die kleinen Dinge schätzen könne und wer sein Selbstwertgefühl nicht von Leistung, Geld und Anerkennung abhängig mache, komme damit besser klar. Das hat Nils mittlerweile gelernt von den Bewohnern des Seniorenzentrums. Seine Arbeit ist auch eine Schule des Lebens.

### Ein Spiegel der Gesellschaft

Nils hört viele Lebensgeschichten. Sie handeln von verpassten Chancen und geglückten Beziehungen, von der verlorenen Jugend im Krieg, von schönen und traurigen Momenten. Oft wünscht er sich, er hätte mehr Zeit zum Zuhören. Sein Alltag hat aber auch komische Seiten. Eine alte Frau etwa erzählt ihm Witze, wenn er ihre Windeln wechseln muss – und so überbrücken

beide das unangenehme, schamhafte Gefühl, das mit einem so sensiblen Vorgang verbunden ist.

Ein Seniorenzentrum ist ja auch ein Spiegel der Gesellschaft. Es gibt sympathische Bewohner und unsympathische, kooperative und renitente, es gibt Besserwisser und solche, die dankbar sind für einen Rat. Es gibt die offenen, die Kontakt suchen und die, die ihr Zimmer nicht verlassen, mit niemandem sprechen wollen und sich der Körperpflege verweigern. Auch das müsse man respektieren, sagt Nils – solange nicht andere Bewohner leiden müssen, etwa unter der mangelnden Hygiene.

Nils erzählt auch von Konflikten, die die Bewohner miteinander austragen - und von unerwarteten Annäherungen. Auch im hohen Alter können sich noch Liebespaare finden. So wie jener Mann und jene Frau, die am liebsten zärtlich turtelnd beieinander im Bett lagen. Die Tochter des Mannes hatte allerdings wenig Verständnis dafür – sie kannte ihren Vater nur als treuen Ehemann und war entsetzt darüber, dass er sich zu einer anderen Frau hingezogen fühlte, auch wenn beide bereits über 80 Jahre alt waren.

„Wenn wir manchmal im Kollegenkreis in ein Restaurant essen gehen, merken wir erst, in welcher Parallelwelt wir arbeiten“

sagt Nils. Dann drehen sich die Gäste am Nebentisch manchmal nach ihnen um, wenn sie sich gegenseitig Anekdoten aus dem Alltag erzählen.

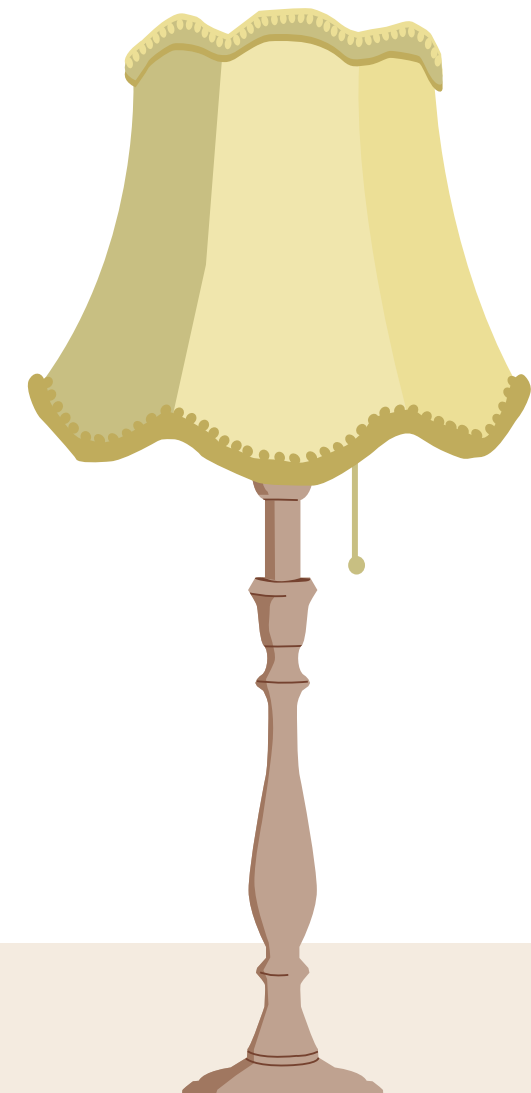
### Ein Lächeln belohnt

Alte Menschen zu pflegen und zu betreuen ist aber vor allem auch: anstrengend. Richtig körperlich anstrengend. „Das Fitness-Studio kann ich mir sparen“, sagt Nils. „Ich brauche kein extra Muskelaufbautraining.“ Auch der Schichtbetrieb macht ihm zu schaffen. Nils schläft schlecht. Schlaftabletten sind für ihn keine Alternative. Schließlich ist er erst 40 Jahre alt.

Belohnt wird er für die Mühen, wenn ihn ein Bewohner morgens anlächelt, wenn er ins Zimmer kommt. Oder auch wenn er bei einer Waschung merkt, wie ein Demenzkranker ruhiger wird, wenn er mit warmem Wasser und Waschlappen die Arme entlang streicht.

Damit die psychische Belastung nicht allzu groß wird, hilft es, professionelle Distanz zwischen sich und die Bewohner und dem Beruf einzulegen, sagt Nils. Auch eine ordentliche Portion Humor tut manchmal gut.

*aufgezeichnet im S Immanuel Seniorenzentrum Schöneberg*



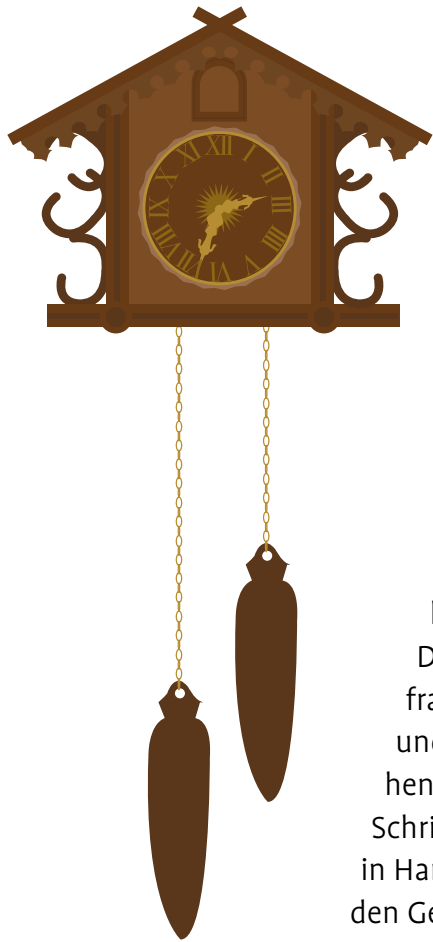




# Die richtige Entscheidung



Sie wächst auf in einer kleinen Stadt in Chile, zwischen dem Meer und den Bergen, direkt an der Panamericana. Mit neunzehn muss sie gehen, tausende Kilometer weit weg von zu Hause. Doch hier in Berlin findet sie, nach einigen Umwegen, genau das, was sie immer schon wollte: ein Leben, das sie eng mit den Menschen verbindet.



Es war selbstverständlich: Ausnahmslos jede Bewerbung, die Nadiezhda in Berlin geschrieben hatte, war, bevor sie sie in einen Umschlag gesteckt und zur Post gebracht hatte, von einem Muttersprachler gelesen und vor allen Dingen korrigiert worden. Ihr Deutsch ist fabelhaft, fraglos, reich an Worten und Wendungen. Doch gehen das Mündliche und das Schriftliche oft nicht Hand in Hand. Aus einem bindenden Genitiv wird schnell ein unzulässiger Dativ, aus einer vorgeschriebenen Syntax eine bunt durcheinandergeratene

Wortfolge. Und mögen diese Irrtümer in der direkten Unterhaltung charmant wirken, so erscheinen sie im schriftlichen Umgang, zumal wenn der Empfänger den Sender nie zuvor zu Gesicht bekommen hat, inkompetent und schludrig. Unternehmen erwarten einwandfreie Unterlagen.

Dieses Mal aber war Nadiezhda von der Regel abgewichen, ausnahmsweise.

Die Anzeige der Immanuel Diakonie für eine Pflegefachkraft sah eher unscheinbar aus. Trotzdem wusste sie augenblicklich, dass die Stelle genau die richtige sein würde. Warum sollte sie mogeln? Sie kam nun einmal aus Talca, einer kleinen Stadt, südlich von Santiago de Chile, täuschte sich also hin und wieder in der Wahl des Artikels oder einer korrekten Endung. Was, fragte sie sich, haben diese Sprachschnitzer mit meinen Fähigkeiten zu tun? Verbirgt sich hinter geschliffenen Formulierungen nicht häufig eine gähnende Leere? „Meine Schreibfehler“, sagt sie, „spiegeln nicht meine fachliche Kompetenz wider.“ Sie schickte die Bewerbung ab, unkorrigiert.

### Auch wenn das Telefon läutet

Die Antwort kam prompt: Sie könne sofort beginnen. Bereits drei Wochen später wurde sie gefragt, ob sie die Funktion der stellvertretenden Pflegedienstleiterin übernehmen wolle.

Denn ihre Kompetenz beschränkt sich nicht allein auf das Fachliche, das sie in allen Nuancen beherrscht, sondern erstreckt sich in hohem Maß auch auf ihr grundsätzliches Verständnis vom Menschen. „Einen fremden Körper zu pflegen“, sagt sie, „ist eine ehren-

werte Aufgabe. Der Umgang mit den Menschen ist ein sehr intimer. Ich pflege meine Patienten, wie ich mich selbst pflegen würde.“

Nadiezhda besteht darauf, auch in ihrer leitenden Funktion, in der sie andauernd ans läutende Telefon muss, Formulare ausfüllt, Besprechungen vorbereitet, Dienstpläne erstellt, die ärztlichen Visiten auswertet, sich um die Qualitätssicherung im Haus kümmert und die Fragen der Kollegen beantwortet, selbst noch in der Pflege tätig zu sein. So lange sie denken kann, wollte sie einen Beruf erlernen, in dem sie in stetem Kontakt zu den Menschen steht. Lange trug sie den Wunsch in sich, Psychologin zu werden.

Doch kam es anders.

### Ich bin ein Ossi

Denn das Politische ragte auf grausame Weise hinein in das Private. In ihrer Kindheit, ihrer Jugend, die sie in der fruchtbaren Ebene zwischen dem Pazifik und den Anden, zwischen Weinstöcken und Obstplantagen verbrachte, zusammen mit den beiden Brüdern und der Schwester, erfuhr sie die Brutalität des Pinochet-Regimes. Es war zum Putsch gekommen, 1973, Salvador Allende hatte sich das Leben genommen, Hunderte seiner Anhänger waren getötet worden, Tausende inhaftiert. Nadiezhdas Vater, Bürgermeister von Talca und erklärter Gegner Pinochets, wurde gefoltert. Die Kinder flohen.

Nadiezhdalandete 1987 in Leipzig. Sie lernte die deutsche Sprache und erhielt 1988 ein Stipendium für ein Landwirtschaftsstudium an der Humboldt-Universität. „Ich bin ein Ossi“, sagt sie und lacht. In Chile ist sie seit jener Zeit nur zwei Mal gewesen.

## Tanzen und lernen

Während der letzten Prüfung war sie bereits schwanger, nur die Diplomarbeit hätte sie noch schreiben müssen, ein leichtes, im Grunde. Aber sie hatte sich immer schnell entschieden, hatte mit ihren Entscheidungen immer richtig gelegen und jetzt wusste sie, dass sie etwas anderes wollte und räumte alle Landwirtschaftsbücher in eine Kiste.

Zunächst genoss sie das Berliner Leben, mit ihren zwei Töchtern, mit einem Job in einem brasilianischen Restaurant, in dem sie in der Küche und später hinter dem Tresen stand, auf dem sie manchmal, wenn der Abend langsam zum Morgen wurde, tanzte. Bis sie herausfand, dass die Arbeiterwohlfahrt Pflegekurse anbietet. „Dort habe ich“, erzählt sie, „meine Leidenschaft für die Pflege entdeckt.“

Sie absolvierte also einen Kurs zur Pflegehelferin, ging für drei Jahre nach Bad Säckingen, im südwestlichen Zipfel Deutschlands, bekam eine weitere Tochter, kehr-

te zurück nach Berlin, arbeitete in einem Seniorenzentrum, ging wieder zur Schule, schloss eine Ausbildung zur examinierten Altenpflegerin ab und bewarb sich, im Winter 2013, bei der Immanuel Diakonie.

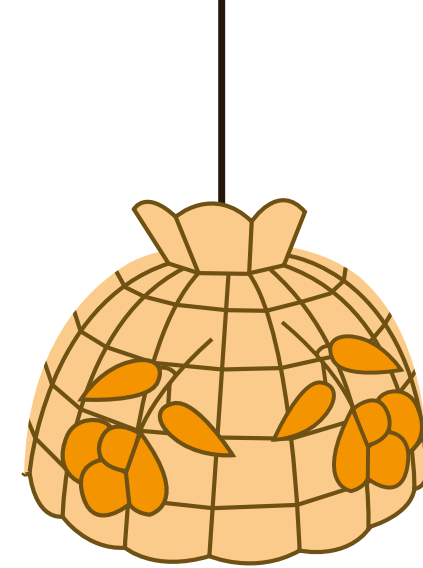
Es stellt sich die eine Frage, wenn es darum geht, Menschen, Alte, Kranke und Schwache zu waschen, zu windeln, einzucremen, ihnen die Kleider und Laken zu wechseln, ihnen die Tasse zu reichen und das Brot in kleine Quadrate zu teilen, ihnen zuzuhören, Sätze zig mal zu wiederholen, sie zu trösten:

„Kostet es dann und wann auch Überwindung, all dies zu tun?“

Nadiezhdalüberlegt nicht einen einzigen Moment:

„Diejenigen, die die Arbeit aushalten müssen, machen sie nicht mit dem Herzen.“

*aufgezeichnet von Tatjana Wulfert im Immanuel Seniorenzentrum Schöneberg*







# Punkte im Gehirn

Sie war eine hervorragende Schwimmerin, sie tanzte gern, sie tauchte, sie bereiste die halbe Welt. Dann ändert sich alles. Zuerst spürt sie nur ein leichtes Kribbeln in den Armen. Dann kann sie sich nicht mehr bewegen, kann nicht mehr schwimmen, nicht mehr tanzen, tauchen und reisen. Und ist noch so jung.

Sie ist das Küken. Niemand sonst hier im Haus, im Seniorenzentrum, ist jünger als Norma. Doch auch, wenn sie sich unter die Leute in der Hauptstraße oder die Spaziergänger im nahen Volkspark Schöneberg mischen würde, käme niemand auf die Idee, sie für eine ältliche, gar alte Frau zu halten. Ihre Arme sind lang und schlank, das Haar weich und glänzend und ohne eine graue Strähne, und beginnt sie zu sprechen, erscheint hinter den allzu deutlichen Zeichen der beschwerlichen, den Körper beherrschenden Krankheit das Mädchen.



Das Mädchen aus Treuenbrietzen, das sie einmal war. Das mit seiner Großmutter im Garten stand und lernte, wie man Spargel sticht. Das Pflaumenklöße über alles liebte und Quetschkartoffeln mit Spiegelei. Das sang und tanzte. Das mit sechs Jahren schwimmen lernte, schneller schwamm als die anderen Kinder, bei Kreis- und Jugendspartakiaden so zülig durch das Wasser kralte, dass man ihm mit zwölf vorschlug, auf eine Sportschule zu wechseln. „Aber ich hatte andere Gedanken“, sagt Norma. Welche Gedanken? „Na, das Leben zu genießen.“

### Eine rote Linie

Die Treuenbrietzener Jugendlichen trafen sich damals, nach der Schule oder am frühen Abend, am Sabinchenbrunnen, direkt vor dem Rathaus. Ursprünglich stand auf dem Sockel die Bronzestatue Friedrich I. Sie verschwand während des 2. Weltkrieges, wohin, ist bis heute ungeklärt. Statt ihrer stellte man das Sabinchen auf, eine Figur aus einer alten Moritat:

Sabinchen war ein Frauenzimmer,  
Gar hold und tugendhaft  
Sie diente treu und redlich immer  
Bei ihrer Dienstherrschaft.  
Da kam aus Treuenbrietzen  
Ein junger Mann daher,  
Der wollte so gerne Sabinchen besitzen

Und war ein Schuhmacher.  
Sein Geld hat er versoffen  
In Schnaps und auch in Bier  
Da kam er zu Sabinchen geloffen  
Und wollte welches von ihr.

So genau kannten Norma und ihre Freunde die Geschichte vom Sabinchen, das am Ende sterben wird, nicht. Es war eben ein Lied, aus vergangenen Zeiten. Sie standen und saßen einfach am Brunnen, lachten, schwatzten, die Mädchen warfen den Jungs heimliche Blicke zu, die Jungs den Mädchen. Und doch gab es diese Linie, eine Art roten Faden, der von Sabinchen zu Norma führte.

Auch bei ihr zu Hause war etwas in Unordnung geraten. Denn in einem glück der Schuhmacher aus dem schauerlichen Lied dem Vater, einem Schlosser: Der Schnaps und das Bier bekamen ihm nicht. Bekamen nicht der Mutter, nicht dem Bruder, nicht Norma. Gewissensbisse plagten ihn, immer wieder, bis er sie nicht mehr aushielt.

Norma stemmte sich gegen das Unglück, gegen die Traurigkeit, sie hörte Musik, Phil Collins und Bryan Adams, sie tanzte, sie fuhr im Rahmen eines Schüleraustausches nach Minsk, sie schloss die Schule mit „Auszeichnung“ ab und absolvierte eine Ausbildung zur Medizinisch-technischen Radiologieassistentin in Potsdam.

## Alles war bunt

Am 7. November 1989, einen Tag vor ihrem Geburtstag, fuhr Norma nach Berlin. Am 8. November, zu ihrem Geburtstag, fuhr sie wieder nach Treuenbrietzen. Am Abend des 9. Novembers lag sie im Bett und las ein Buch. Bis sie die sich fast ein wenig überschlagende Stimme ihrer Mutter hörte: „Norma!“ Und noch einmal:

„Norma! Die Mauer ist auf.  
Mach das Radio an.“

Norma stand auf und schaltete das Gerät ein. Sie ist keine Person, die übereilt in Emotionen zerfließt. „Aber in diesem Moment“, sagt sie „kamen mir Tränen.“

Am 10. November passierte Norma den Grenzübertritt und besuchte ihren Onkel und ihre Tante. Gemeinsam gingen sie los. Alles war bunt, überall leuchtete es. „Ich hab davon Kopfschmerzen gekriegt“, erzählt sie.

„Und zu Hause weinte Mutti, weil sie Angst hatte, die Grenze würde wieder schließen und ich könne nicht mehr zurückkommen.“

Aber die Grenze blieb auf. Und Norma entschied sich 1990, mit ihrem Freund in Hannover zu leben. Sie begann, in einer Praxis für Radiologie zu arbeiten. Sie zog nach Burgdorf und von dort wieder nach Hannover.

Sie lag an den Stränden Mallorcas und Bulgariens. Sie stand vor den ägyptischen Pyramiden. Sie sah die Sonne über Djerba aufgehen und lief durch die schattigen Straßenschluchten New Yorks. Sie probierte Tortillas in Mexiko und tauchte an den Küsten Australiens.

## Von heute auf morgen

Doch gab es eine Sache, die am Anfang schlicht nur lästig war. Norma verspürte ein Kribbeln in den Armen. Es wird die Wirbelsäule sein, dachte sie, die Verspannungen, die vom ständigen Beugen des Halses während der Arbeit kommen. Und vielleicht auch von der Kraft, die manchmal das Private kosten kann. Aber die Parästhesie hatte ihre Ursache nicht im Rücken. Nach unzähligen Kernspintomographien und anderen Tests sagten die Ärzte:

„Wir haben Punkte in ihrem Gehirn gefunden.“

Punkte im Gehirn. Multiple Sklerose.

Zunächst konnte Norma sich noch allein im Rollstuhl bewegen, konnte allein mit dem Auto zu ihrer Mutter nach Treuenbrietzen fahren, auf einen Stock gestützt, zu einem Konzert von Bryan Adams gehen. Aber dann kam ein Schub, der schlimmer war, als alle, die sie bis-

her kannte, ein Lebenschnitt, irreversibel. „Als mir die Ärzte sagten, ich könne nicht mehr allein wohnen“, sagt Norma, „hatte ich das Gefühl, mein Leben löst sich von heute auf morgen auf.“

Seit 2004 hat sie ein Zimmer hier im Haus, im Seniorenzentrum. Der Weg von Treuenbrietzen nach Berlin ist nicht zu weit für ihre Mutter, die jede Woche zu ihr kommt. Dann fahren sie gemeinsam nach Steglitz, um ein Eis zu essen oder durch die Geschäfte zu bummeln. Am 8. November, zu Normas Geburtstag, sehen sie sich eine Revue im Friedrichstadtpalast oder ein Stück im Theater an. Doch vieles fällt ihr schwer. Norma liest gern, aber ihre Augen sind schwach.

„Ich bin leider raus aus dem Leben.“

sagt sie. Und im selben Atemzug: „Hier zu sein, ist ein Wiedereintritt ins Leben. Und außerdem bin ich oft in der Gemeinde gegenüber, auf der anderen Seite der Hauptstraße und spreche dort mit den jungen Leuten.“ Denn sie ist doch das Küken.

*aufgezeichnet von Tatjana Wulfert im Immanuel Seniorenzentrum Schöneberg*







## Der Tag, der alles veränderte

Gertrud hat schneidern gelernt. Bis 1948 arbeitete sie in ihrem Beruf. Danach ging es nicht mehr. „Sie ist ständig umgefallen“, sagt die Nichte. Die Ärzte sagten, das hängt mit dem zusammen, was sie im Krieg erlebt und gesehen hat.

Der Februar 1945 war ungewöhnlich warm. Die Bomben fielen auf Berlin bei Frühlingstemperaturen und aus blauem Himmel. Am 26. Februar war das Wetter nicht ganz so schön, Wolken bedeckten den Himmel. Es war ein Montag. Gertrud und ihre Mutter waren vormittags aus dem Haus gegangen, um Einkäufe zu erledigen. Gertrud war 16 Jahre alt und hatte im Jahr zuvor ihre Schneiderlehre abgeschlossen. Sie arbeitete in einer Schneiderei in Kreuzberg, doch die war gerade ausgebombt worden. Am 26. Februar 1945 lagen ja schon viele Viertel von Berlin in Schutt und Asche.

Gegen Mittag saßen Mutter und Tochter in der U-Bahn. Sie waren auf dem Heimweg. Plötzlich heulten die Sirenen. Der Zug fuhr in den nächsten U-Bahnhof ein und wartete dort. Der Bahnhof lag unter der Erde, und Gertrud und ihre Mutter fühlten sich einigermaßen sicher. Doch dann krachte es fürchterlich. Mehrere Bomben durchschlugen die Decken des Bahnhofs und zerfetzten die Waggons.

So könnte es gewesen sein. „Beginn des Bombenangriffs um 12 Uhr mittags. Eine Stunde und 20 Minuten lang legten 26 starke Bomberverbände ihre Teppiche in und um Berlin auf Fabriken, Eisenbahnen, Bahnhöfe, haltende Transportzüge mit Munition für den Osten, auf das Polizeipräsidium, das Warenhaus Tietz, das Warenhaus Wertheim, auf noch stehende Hochhäuser, Stadt- und U-Bahnen und Krankenhäuser und hinterließen ein Meer von Rauch und Flammen“, schreibt ein

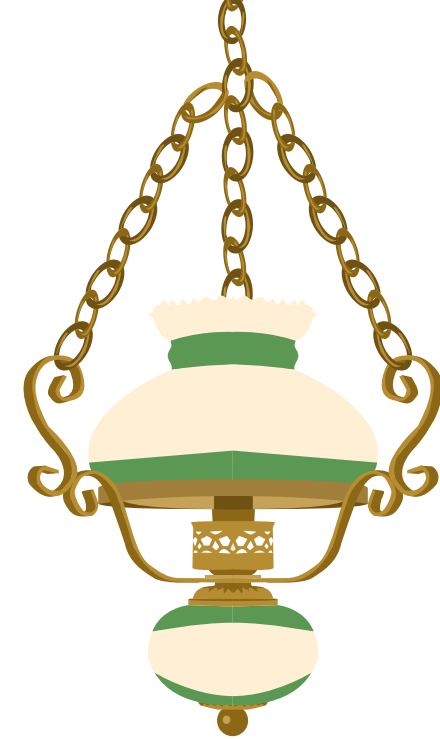
Zeitzeuge über den 26. Februar 1945 auf der Internetseite des Deutschen Historischen Museums in Berlin.

### „Ein grausiges, unvorstellbares Bild von Tod und Zerstörung“

resümiert der Mann. An diesem Tag wurde auch der U-Bahnhof Memelstraße in Friedrichshain zerstört. Er heißt heute Weberwiese. Eine Gedenktafel erinnert dort an den 26. Februar 1945 und an die 200 Toten, die es gab. In den Waggons saßen vor allem Frauen und Kinder wie Gertrud und ihr Mutter.

### Verschüttet

Die beiden überlebten einen Bombenangriff in der U-Bahn und wurden verschüttet. So viel steht fest. Doch ob es am 26. Februar 1944 war und ob im U-Bahnhof Memelstraße, lässt sich nicht mehr klären. Gertrud spricht nicht darüber. Vielleicht tut die Erinnerung zu weh und sie hat diesen Tag tief in sich vergraben. Vielleicht war das Gedächtnis gnädig und hat den Anblick der zerfetzten Leichen gelöscht. Gertruds Nichte ist es, die von dem Ereignis berichtet. „Es muss furchtbar gewesen sein“, sagt sie, „überall lagen Leichen und die beiden mussten darüber steigen, um sich einen Weg ins Freie zu bahnen.“ So hat sie es von ihrer Mutter gehört, als sie noch ein Kind war und fragte, warum Tante Gertrud manchmal so merkwürdig sei.



Gertrud hatte drei Schwestern und einen Bruder, die alle wesentlich älter waren als sie.

Bis 1948 hat Gertrud als Schneiderin gearbeitet. Dann fing das an mit den epileptischen Anfällen. „Sie ist ständig umgefallen“, sagt ihre Nichte. Die Ärzte führten das auf das traumatische Erlebnis in der U-Bahn zurück. Schneidern konnte Gertrud danach nicht mehr. Sie musste von Aushilfsarbeiten leben. Mal putzte sie, mal passte sie in einem Büro aufs Telefon auf. Sie lebte immer sehr einfach.

## Zu Männern hat sie Distanz gehalten

Gertrud hatte auch keinen Mann, der sie versorgte. Es gab zwar immer wieder welche, die für sie schwärmten. Zum Beispiel Joachim. Er schenkte ihr ein Foto von sich und schrieb auf die Rückseite: „Für immer Dein“. Das sollte man aber bitte nicht falsch verstehen, sagt Gertrud. „Da ist nie was gewesen.“ Denn zu Männern hat sie Distanz gehalten, „die taugten alle nichts“. Als sie drei Jahre alt war, ist ihr Vater „abgehauen“. Auch über die Ehemänner ihrer Schwestern fällt ihr nichts Positives ein.

Doch zwei Ausnahmen gibt es: ihren Bruder Willi und Franz. Willi hat sie in den Arm genommen und sie getröstet, wenn sie als Kind Ohrenschmerzen hatte. „Mein Bärchen“ hat er sie genannt oder „Püppchen“. Wenn Willi sie im Arm hielt, konnte sie einschlafen. 1944 kam Feldpost aus Charkow. Willi sei für „Volk und Vaterland“ gefallen, stand darin. Und dass ihn die Kameraden in einem Wald beerdigt hätten. Willi war 32 Jahre alt. Gertrud hat den Brief lange aufbewahrt.

Franz hat sie beim Eislaufen in Neukölln kennengelernt. Sie waren 35 Jahre lang befreundet. Aber auch da sei „nichts“ gewesen. Denn Franz wollte keine Kinder mehr, er hatte schon vier und war zweimal verheiratet gewesen. Die Frauen waren viel zu früh gestorben. Auch Franz hat Distanz gehalten, sagt Gertrud.

**„ Er hatte Angst, dass sonst auch ich zu früh sterbe. “**

*aufgezeichnet im Immanuel Seniorenzentrum Schöneberg*







## Es geht auch ohne Namen

„Das Leben hat mir Freude gemacht“, sagt Helga. Der erste Ehemann war in Ordnung, mit dem zweiten blieb nur wenig Zeit. Doch wie hießen die beiden nur? Helga blickt gerne zurück, auch wenn ihr die Details jetzt immer häufiger abhanden kommen.

Er war schlank und hatte einen Schnäuzer, er ist ihr gleich aufgefallen. Jeden Abend kam er in die Kneipe. Zuerst wegen des Bierchens und der Kartenspiele. Dann wegen ihr. Weil sie so herzlich lachen konnte und tolle braun-rote Haare hatte. Helga stand hinter der Theke und besonders gerne zapfte sie jetzt ein Bier für ihn. Sie verstanden sich prächtig und irgendwann ging er mit ihr nach Hause. Und weil sie beide nicht mehr jung waren und keine Zeit mehr zu verlieren hatten, haben sie schnell geheiratet.

Helgas Haare sind heute grau, aber immer noch dick und lang. Sie hat sie zu zwei Zöpfen geflochten. Manchmal streicht sie andächtig darüber. Das Hochzeitsfoto steht auf ihrem Nachtschisch. „Leider hatten wir uns nicht lange“, sagt Helga. Nur sechs Jahre. Dann ist er gestorben. „Ein guter Mann“, sagt Helga. Sie hat ihn auf dem Friedhof in Kreuzberg beerdigt. Zwanzig Jahre ist das jetzt her.

Helga schweigt eine Weile. Eben hat sie noch freundlich gelächelt. Jetzt verzieht sie das Gesicht. Wenn ihr doch bloß der Name einfallen würde! Welcher Name? Der Name des Friedhofs? Helga schüttelt energisch den Kopf. Der Name ihres Mannes. Sie kneift die Augen fest zusammen, als ob sie den Namen daraus hervorpresen könnte. Aber nichts zu machen. Buchdrucker war er, das weiß sie noch. Aber wie er hieß?

## Diese schreckliche Demenz, die Namen und Erinnerungen klaut

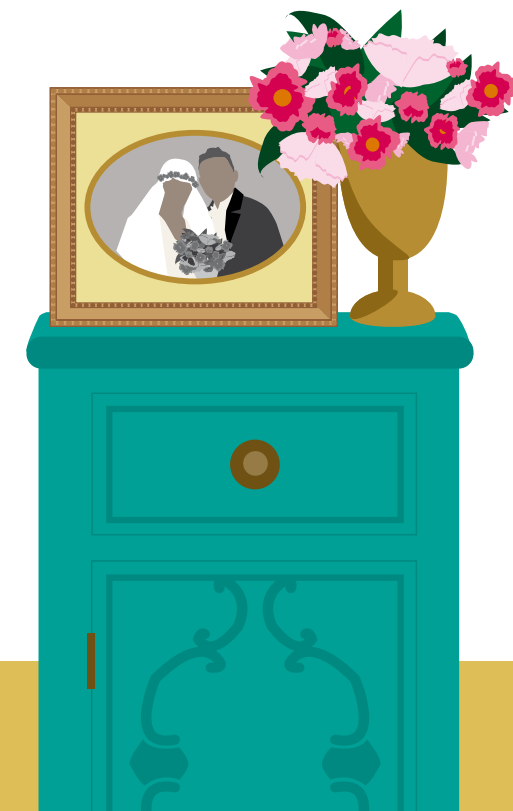
Auch der Name ihres ersten Ehemannes ist ihr abhanden gekommen. Ooooh, ruft Helga. Es ist zum Verzweifeln! Diese schreckliche Demenz, die ihr Namen und Erinnerungen klaut. Der erste Ehemann sei „in Ordnung“ gewesen, sagt sie. Wenn er nur nicht so viel getrunken hätte. Irgendwann hatte sie genug und hat ihn vor die Tür gesetzt. Sie ist dann erst einmal mit den drei Töchtern alleine geblieben. War nicht einfach. Wenn die Kinder in der Schule waren, ging sie putzen. Als sie größer waren, arbeitete sie abends in der Kneipe um die Ecke. Das Geld musste ja irgendwo herkommen.

Es gab auch viele Schönes. Zum Beispiel, als sie im Sommer zu viert im Kreuzberger Prinzenbad schwimmen gelernt haben, sie und ihre drei Mädchen. Und am Wochenende sind sie zum Tegeler See rausgefahren. Die Sonne brannte auf der Haut. Helga streicht sich über die Arme. Sie kann sie immer noch spüren, die Sommersonne. Oder wenn sie sich mit ihren Freundinnen zum Tanzen und Singen getroffen hat. Auch das war schön. Aber das war wohl früher gewesen, als sie noch eine junge Frau war und noch keine Kinder hatte? Helga weiß es nicht mehr so genau. Statt lange im Gedächtnis zu kramen, lächelt sie lieber und summt eine Melodie: „Hoch auf dem gelben Waahaagen...“. Singen ist eine tolle Sache, sagt Helga. Das geht immer noch.

## Spione

Doch was ist schon wieder da drüben los? Da hinten, im Hinterhof! Sehen Sie das nicht? Helga rollt mit den Augen, setzt einen konspirativen Blick auf und zeigt zum Fenster hinaus. Die Besucherin sieht Mietshäuser, Mülltonnen und Pappeln, die Blätter bewegen sich im Wind. Nein, das sind bestimmt keine Blätter, die sich da bewegen, widerspricht Helga und holt ein Fernglas aus der Schublade. Das sind Spione. Die Besucherin sieht Mülltonnen und Pappeln, die sich im Wind bewegen. „Da stehen Männer und glotzen rüber“, davon ist Helga überzeugt. Aber ist ihr doch egal. Sie ist eine alte Frau, da gibt's eh nichts Spannendes zu sehen. Und wenn auch, sie zieht einfach die Vorhänge zu.

*aufgezeichnet im Immanuel Seniorenzentrum Schöneberg*





## In der elften Minute

Mit 18 Jahren geht Ante fort aus Split, pflückt Erdbeeren in England, sieht die Beatles, trägt das Gepäck der Leute in einem Hotel, studiert Literatur und verschreibt sich dann doch ganz und gar dem Fußball. Und er hat nicht den geringsten Zweifel daran, dass Brasilien zum sechsten Mal Weltmeister werden wird.

São Paulo, 12. Juni 2014, 17 Uhr Ortszeit. Das Eröffnungsspiel Brasilien gegen Kroatien wird angepiffen.

Berlin-Schöneberg, 22 Uhr mitteleuropäische Zeit. Ante sitzt vor dem Fernseher. Er weiß, Brasilien, der Gastgeber der Fußballweltmeisterschaft, ist haushoher Favorit. Aber die Kroaten halten gut mit. Und dann passiert es: In der 11. Minute flankt Kroatiens Stürmer Olic von links, Brasiliens Verteidiger Marcelo hält unglücklich seinen Fuß an den Ball. Tor. 1:0 für Kroatien. Auch wenn es ein Eigentreffer ist. Ante reißt die Arme nach oben. Später wird Brasilien noch drei Tore schießen.

25. Juni 2014. Die kroatische Nationalmannschaft ist bereits ausgeschieden, sie hat die Vorrunde nicht überstanden. Ante sitzt in seinem Zimmer, im Rollstuhl; neben ihm auf dem Bett liegt ein Buch; gegenüber dem Bett, an der Wand, hängt eine gerahmte Urkunde, sein Schiffsingenieurdiplom; in der Ecke neben der Urkunde, auf einem Bord, steht eine Figur, der heilige Domnius, der Schutzpatron von Split.

Die erste Frage an ihn liegt auf der Hand:

„**Wer wird Weltmeister werden?**“

Ante zögert nicht, nicht einen einzigen Augenblick. „Brazil“, sagt er, „Brazil will be world champion.“

## Erdbeeren und Beatles

Er spricht englisch. Diese Sprache ist ihm näher als das Deutsche, obwohl er seit 25 Jahren hier lebt. Englisch war wichtiger, damals, als er aus Split fort ging, mit 18, per Anhalter nach Großbritannien fuhr, sich als Erdbeerpflücker durchschlug, tatsächlich die Beatles in einem stickigen, aus allen Nähten platzenden Pub in Liverpool sah, an einem College Kurse in englischer Literatur belegte, den Damen und Herren, die in einem feinen Londoner Hotel abstiegen, das Gepäck trug, sich entschied, Fußballvermittler zu werden.

Das englische Leben unterschied sich vom kroatischen, es war rauer, es regnete häufiger. Der postkartenblaue Himmel, das Mittelmeer, die Zypressen und Olivenbäume, die Geschwister und die Eltern fehlten. Trotzdem wollte er es versuchen, wollte nicht Schiffsingenieur sein, sondern in die Welt des Fußballs eintauchen, reisen, Erfolg haben, Geld verdienen.

## Er vertraute niemandem

Ante nimmt das Buch neben sich auf dem Bett in die Hand. Vom Einband starrt Stefan Effenberg. „Ich hab’s allen gezeigt“ heißt seine Autobiographie. Ante blättert, bis zur Seite 209. Effenberg schreibt: „Spielvermittler aus ganz Europa standen bald bei mir auf der Matte. Ante aus München kam zum Kaffee zu mir nach

Hause. Er hatte zwar selbst keine Lizenz zur Spielervermittlung, aber arbeitete mit jemandem zusammen, der eine besaß. Ein Jahr später besorgte er mir ein sehr lukratives Angebot aus Katar.“

Ante reiste, hatte Erfolg, verdiente Geld, viel Geld. Richtig in Schwung kam seine Karriere Anfang November 1978. Arsenal London spielte gegen Split und er kümmerte sich um einige kroatische Spieler. Eines Morgens schlug er die Sportseite einer britischen Zeitung auf und las, dass ein Spieleragent gesucht wurde. Seine Kontakte in der Szene halfen ihm, Fuß zu fassen. Immer ging es um hohe Summen, um Verhandlungsstrategien, darum, sich gegen andere Agenten durchzusetzen.





Er schlägt das Stefan Effenberg Buch wieder zu und sagt:

„I didn't believe in anybody –  
Ich vertraute niemandem.“

## Er vertraute ihr

Mit einer Ausnahme. Ante zeigt auf ein Foto im Regal: „Renate.“ Kennengelernt hat er Renate in München, geheiratet hat er sie in San José in Kalifornien. Sie haben immer englisch miteinander gesprochen, sind zusammen durch die Welt gereist, nach Saudi Arabien, nach Malaysia, nach Split.

In Shanghai verlor er zum ersten Mal den Boden unter den Füßen, buchstäblich: Er fiel um, im Hotel, ohne Ankündigung. Ein Schlaganfall. Er konnte nicht mehr sprechen, nicht mehr laufen. Nur mühsam verbesserte sich sein Zustand. „I was down – Ich war unten“, sagt er. Und wusste nicht, dass ein zweites Unglück noch vor ihm lag. Renate erkrankte an Krebs. Seit drei Jahren lebt er ohne sie.

Belo Horizonte, 8. Juli 2014, 17 Uhr Ortszeit. Das Halbfinale Brasilien gegen Deutschland wird angepfiffen.

Berlin-Schöneberg, 22 Uhr mitteleuropäische Zeit. Ante sitzt vor dem Fernseher. Die Brasilianer beginnen gut, druckvoll. Doch dann passiert es: In der 11. Minute steht der Stürmer Thomas Müller frei im Fünfmeter-raum und schießt. Tor. 1:0 für Deutschland. Es werden noch sechs Treffer folgen. Ante freut sich. Dennoch.

*aufgezeichnet von Tatjana Wulfert im Immanuel Seniorenzentrum Schöneberg*







## 98 Jahre Berlin

Mit der zarten Frieda sitzen in dem großen Sessel 98 Jahre Berlin. Sie hat die Inflation erlebt, die Nächte durchtanzt, sie hat den Nationalsozialismus kommen und gehen sehen, in den Bombennächten Figuren aus Fensterkitt geknetet. Später genoss sie „Samt und Seide“ des Kurfürstendamms und bereiste viele Länder. Zeit für einen Rückblick.

Zart und klein wie ein Kind sitzt Frieda in einem großen Sessel, gestützt von vielen Kissen. Ein langer Weg liegt hinter ihr: Achtundneunzig Jahre Berlin.

Ihre Erscheinung ist ihr heute noch ebenso wichtig wie vor achtzig Jahren, akkurat geföhnt und geschnitten sind ihre Haare.

Tanzen, glänzen, Spaß haben – das war der Ausgleich zur wirtschaftlichen Not ihrer Kindheits- und Jugendjahre.

Frieda war das einzige Kind eines Arbeiter-Ehepaares in Berlin-Friedrichshain, das, wie so viele andere, Opfer der Wirtschaftskrise wurde. Vier Mark die Woche Arbeitslosenunterstützung habe der Vater bekommen, erinnert sich Frieda. Das bedeutete: Fleisch gab es nur am Sonntag, 1/8 Stückchen argentinisches Corned Beef für die ganze Familie.

**„Trotzdem war das Amüsengang groß und die Gemütlichkeit hochprozentig!“**

Das hieß auch, dass die Mutter tagsüber putzen ging und nachts auf die Rieselfelder zog, um mit anderen Frauen nach übrig gebliebenen Kartoffeln zu buddeln und Kohl zu stibitzen.

„Aber“, sagt Frieda, und hebt ihren Finger in die Luft. Ihre Eltern und Großeltern waren Mitglieder in den viel-

fältigsten Vereinen. Mal war es der Sparverein, der einen Ball ausrichtete, mal der Segelclub, mal der Radfahr-Verein. Frieda war immer mit dabei, „und zwar feste!“

Als sie mit 14 Jahren eine Schneiderlehre antrat, wurde sie allein von der Lust getrieben, sich selbst schön zu kleiden. „Da konnte man sich schneller mal `n Meter Stoff kaufen, um sich `ne Bluse zu nähen oder `n Rock!“ Spaß machten das Sticheln und Heften und Schneiden ihr nicht, und auch die drei Mark Wochenlohn motivierten sie höchstens in einer Hinsicht: „Fett werden konnte ich dabei nicht!“

### Weinende Kinder liefen den Autos hinterher

Nicht in der Herstellung, sondern in der Vorführung der Textilien lag der Spaß. Die zahlreichen Tanzcafés lockten, Friedas Ehrgeiz bestand darin, nie zweimal dasselbe zu besuchen. In einer dieser Nächte auf der Friedrichstraße tanzte sie mit einem ebenso gut aussehenden, ebenso modisch gekleideten Mann, der zehn Jahre älter war als sie. Wenig später trug sie einen Ehering, geändert habe sich ihr Leben dadurch kaum, sagt Frieda. Der bevorzugte Raum dieser Ehe blieben die Tanzsäle Berlins.

Rückblickend erscheinen diese Jahre ihr wie ein Luftholen, ein letztes Lachen, bevor „das Chaos einen Herrn Hitler hervorbrachte“.

Frieda erinnert sich an die Geräusche nächtlicher Schlägereien, an das Gefühl, der Brutalität vorbeimarschierender Braunhemden jederzeit zum Opfer fallen zu können. Nie band sie ihre Schuhe konzentrierter, nie schaute sie so überwacht in die Schaufensterauslagen wie in jenen Tagen, an denen sie ihren rechten Arm nicht zum Hitlergruß heben mochte.

Sie erinnert sich an die eingeschlagenen Schaufenster jüdischer Geschäfte und an kleine Kinder in der Morgendämmerung, die weinend den Autos hinterherrannten, in denen ihre Väter abtransportiert wurden. Vor allem aber erinnert sich Frieda an ihre eigene Mutlosigkeit.

Sie und ihr Mann hatten viele jüdische Bekannte und Freunde, nicht ungewöhnlich für Menschen, die zu Hause waren in der Welt der Konfektion. „Und plötzlich hat man sich nicht mehr getraut, sich mit ihnen auf der Straße zu zeigen, das war das Schlimme. Man hat seinen besten Freunden nicht mehr trauen können, manche waren wie umgewandelt.“

### Im Luftschuttkeller knetete sie Männchen aus Fensterkitt

Einmal wurde sie angezeigt, weil sie öffentlich gemutmaßt hatte, dass auch wieder andere Zeiten kommen würden, Zeiten ohne Nazis. Einer ihrer Zuhörer fand, dass ihre Stimme zu heiter klang bei diesem Ausblick. Wer sie anzeigte, weiß sie bis heute nicht. Nur, dass



einflussreiche Freunde sie vor einem Verhör bewahrten, während die Juden immer schutzloser wurden.

Frieda sah die leeren Wohnungen im Haus, und sie erblickte Göring, der auf dem Nachbargelände des Segelclubs eine Yacht inspizierte, die der Automobil-Club ihm zu seiner Hochzeit schenken wollte.

Den Krieg durchlebte sie an der Seite ihres Mannes. Er arbeitete im Büro einer Firma, die Verpackungen für die Feldpost produzierte und musste nicht an die Front.

In zahlreichen Bombennächten kauerte Frieda im Keller ihres Hauses, knetete zur Unterhaltung der Nachbarkinder Männchen aus Fensterkitt und dachte darüber nach, dass sie selbst es nicht wagen wollte, schwanger zu werden in dieser Zeit.

Mit dem Krieg endete auch ihre Ehe. Jung, gesund und männlich war ihr Mann zu einem seltenen, begehrten Exemplar geworden. Ein paar Mal hatte sie seine Entschuldigungen angenommen, die Affäre mit ihrer Nachbarin und Freundin verzieh sie ihm nicht.

Sie blieb dabei, auch wenn er sich reuig zeigte und ihr „laufend auf die Pelle rückte“.

„Da hab ich gesagt, soweit geht bei mir die Freundschaft nicht“

## Frieda zog aus und begann ihr neues, ihr zweites Leben.

Sie wurde Verkäuferin in der Süßwaren-Abteilung im KaDeWe. Dort beobachtete man ihre flinke, muntere Art, ihre gefällige Erscheinung, und schlug ihr bald vor, „Propagandistin“ zu werden. Das hieß, beispielsweise silberne Teller voller Konfekt zu balancieren, „und denn haste so lange geplappert, bis die Kunden `n Kasten von dem Konfekt abgekauft haben.“ Sie verdiente gut, wusste das Leben zu genießen, „damals war der Westen ja noch wie Samt und Seide.“

Nicht lange, und sie verliebte sich in den Dekorateur des Kaufhauses, wenn es auch „nicht mehr so himmelhochjauchzend“ war wie bei der ersten Liebe. In der Freizeit gingen sie ins Kino, ins Theater, zu Reitturnieren und zu Radrennen. Für Kinder war es zu spät, ein Wermutstropfen in ihrem Leben.

1973 starb ihr Partner. Für Frieda begann die Zeit des Reisens, quer durch Europa. Ihre Freunde bewunderten sie dafür.

„Mutterseelenallein und nich´ eine einzige Sprache außer deutsch und berlinisch!“

Wirklich allein aber blieb sie nie. Manchmal wurde sie in fremde Familienclans aufgenommen, und am Ende der gemeinsamen Touren wussten sie oft nicht, wer sich zu bedanken hatte: Die neuen Bekannten für Frieda das Unterhaltung oder Frieda für die Gesellschaft.

„Und dafür ist das Geld draufgegangen“, sagt sie nun, die zierliche Frau in dem großen Sessel des Pflegeheims, in das sie erst vor wenigen Wochen nach einer Operation überwiesen wurde. „Aber zum Tausch hat man Erinnerungen, die einem niemand nehmen kann.“ Von diesen Erinnerungen zehrt sie nun, wiederholt im Geist sämtliche Reisen und die Stationen ihres Lebens.

**” Nur nach St. Petersburg, da wär  
ich gerne noch hingefahren “**

sagt sie zum Abschied.

*aufgezeichnet von Anne Jelena Schulte im Immanuel Seniorenzentrum Schöneberg*



## Im Tal der nicht ganz Ahnungslosen

Er war dabei, als die kleine DDR eine Weltneuheit entwickelte. Und fuhr er in den Urlaub, mit einem winzigen Wagen, war er doch der Größte. Hinter seinem Haus stand ein Mast, mit dem er meilenweit sehen konnte, auch wenn er nur in seinem Sessel im Wohnzimmer saß.

Ein winziges Ding nur. Aber eine Weltneuheit. Und entwickelt wurde es ausgerechnet in dem kleinen Land, über das die halbe Welt witzelte. In der DDR, mitten im sogenannten Tal der Ahnungslosen, in Dresden, wohin es kaum eine westliche Radio- oder Fernsehultrakurz- welle schaffte, entwarf 1957 eine Gruppe von Wissen- schaftlern einen Sender, der Daten über die Druck- verhältnisse und den pH-Wert aus dem Inneren des Körpers funkte. Die „Radiopille“ maß knapp drei Zenti- meter und ließ sich von einem Menschen ohne größere Mühe schlucken, niemand mehr musste umständlich einen Schlauch hinunterwürgen, um Aufschluss über den Zustand von Magen oder Darm zu erhalten.

Der Ort der Erfindung war der Idyllischste. Zwischen Elbe und Dresdener Heide, in einem Schlösschen mit Türmchen und Terrassen, von wo aus man bis in die Sächsische Schweiz blicken konnte, hatte Manfred von Ardenne, der adelige Vorzeigewissenschaftler des Ost- blocks, das einzige private Forschungsinstitut der DDR gegründet. Und zu den Denkern und Tüftlern um ihn, die den verschluckbaren Intestinalsender geschaffen hatten, gehörte Henry.

## Jugendliche Energie

Wäre es allerdings nach ihm gegangen, er hätte sich viel früher schon diesem Zirkel von Geistesmenschen angeschlossen, für ein Praktikum, kurz nach dem

Abitur, hätte sich viel früher schon mit den Geheim- nissen der Elektronik befasst als mit den geistlosen, grausamen Ereignissen auf der Erde. Aber sein Versuch, der Wehrmacht zu entkommen, scheiterte, er wurde eingezogen, Ende 1944, kämpfte, kam in Kriegsgefän- genschaft, vier Jahre lang, erst in ein Lager in Brünn, dann auf die Krim und nach Jalta. Zurück in Berlin, ab- gerissen und ausgehungert und doch voll jugendlicher Energie, begegnete ihm Dorothea. Ein ganzes, schönes Leben würde vor ihnen liegen, das begriffen sie so- fort und machten sich gemeinsam auf den Weg nach Dresden, Dorothea zum Rundfunk und Henry an die Hochschule, später dann in den Kreis um Manfred von Ardenne, der sein Institut inzwischen von der Spree an die Elbe verlegt hatte.

## Das Größte im kleinen Land

Sie fanden eine Wohnung nicht weit von der Alt- stadt, sie erwarben ein Grundstück, eine Datsche, wie man jetzt sagte, im Umland. Zuerst fuhren sie nur an den Wochenenden hinaus ins Grüne, mit ihrem Fiat 600. Henry war vernarrt in Autos, mochte es, die Landschaft an sich vorbeiziehen zu sehen, nicht nur die sächsische, auch die internationale, sofern von international die Rede sein konnte, damals. Es ging durch die ungarische Tiefebene, zu den Hügeln um den Balaton und weiter bis zur bulgarischen Schwarz- meerküste. Hielten sie dort mit ihrem Fiat vor einem

Hotel, zeigten sich die Angestellten besonders beflis- sen, merklich mehr, als gegenüber einem mickrigen Trabibesitzer. Wie aber kam ein Dresdener an einen italienischen Kleinwagen, das Größte in jenen Tagen in der DDR? Henry hatte das Auto auf der Leipziger Messe gesehen und zu Dorothea gesagt:

„Den besorge ich mir.“

Und weil der einflussreiche Manfred von Ardenne an seiner Seite war, ging die Sache schnell. 12.000 Mark kostete das Kleinod, ein Vermögen.

## Swimmingpool und Tagesschau

Später dann sparten sie sich den samstäglichen Weg hinaus auf die Datsche und zogen ganz aufs Land. Hoben hinter dem Haus eine vier mal fünf Meter große Grube aus, legten Folie hinein, füllten die Mul- de mit Wasser und tauchten im Sommer täglich in ihren eigenen Swimmingpool. Die Erweiterung des Horizontes über den Gartenzaun hinweg erwies sich da schon ein wenig komplizierter. Auch ein Dresdener wollte sich nicht allein auf das staatliche Fernseh- und Radioprogramm verlassen. Aber gerade ein Dresdener kannte ja die Kniffe. Man brauchte einen Mast, keinen kurzen, und musste ihn unweit des Hauses aufstellen. Ein bisschen Bastelei, eine Spur Sachverstand, wovon Henry ja ausreichend besaß, und schon flimmerte die



Tagesschau auch über die Bildschirme der nun nicht mehr ganz Ahnungslosen.

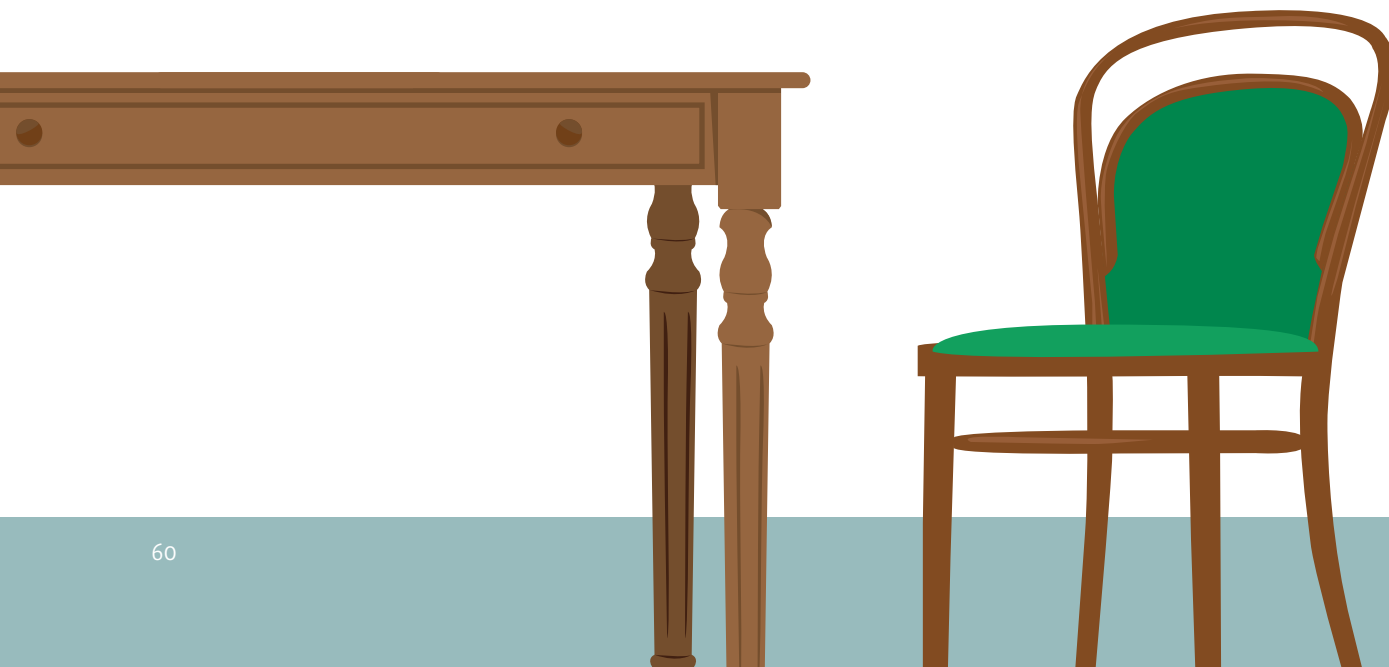
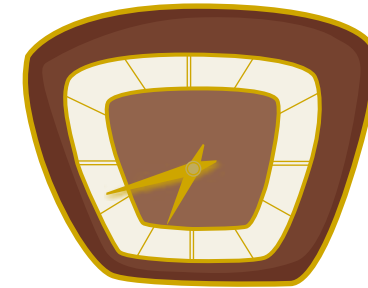
## Kindheitsstadt

Doch bei aller Findigkeit: Die deutsch-deutsche Grenze blieb fest verschlossen, jedenfalls für die Menschen der einen Seite. Auf der anderen aber, im Berliner Stadtteil Lankwitz, lebte Henrys Mutter. Manchmal gab es eines dieser Pakete, die, wenn man sie öffnete, nach Kaffee und Seife rochen. Einmal, zu einem runden Geburtstag, durfte er auch rüber reisen, aber erst nach ihrem Tod kehrte er zurück in das Haus seiner Kindheit. Schöne Jahre noch blieben Henry und Dorothea, sie

wanderten durch die slowakischen Berge, sie saßen in ihrem Garten, sie hatten einander. Bis Dorothea dieses Wort hörte: Krebs.

Henry sitzt in seinem Zimmer im Immanuel Seniorenzentrum Schöneberg, die Sonne scheint herein, auf die Wand über dem Bett, wo zwei großformatige, gerahmte Fotografien hängen, auf dem einen schmiegt Dorothea das Gesicht an das seidig-braune Fell ihres Dackels, auf dem anderen erheben sich hinter ihr die schneebedeckten Karpaten. Henry hebt den Kopf. Er schaut Dorothea an, er schaut durch sie hindurch und auf das ganze schöne Leben mit ihr.

*aufgezeichnet von Tatjana Wulfert im Immanuel Seniorenzentrum Schöneberg*







## Blonde Locken

Möchte sich Gisela die Haare machen lassen, muss sie weder auf einen Termin warten noch umständlich ihre Wünsche erklären. Denn sie ist selbst Friseurin. Vor 35 Jahren entschied sie sich, aufs hessische Land zu ziehen, aber jetzt ist sie wieder zurück, in ihrer Heimatstadt.

Sechundsiebzig? Sie soll sechundsiebzig sein? Nein, darauf kommt man beim besten Willen nicht. Ihre Frisur ist tiptopp. Tadellos sitzende, weiche Locken umrahmen das hübsche, glatte Gesicht. Vielleicht ist Gisela aber auch ein wenig im Vorteil im Vergleich zu anderen Frauen.

Denn sie kann sich die Haare selbst machen. Seit bald sechzig Jahren kann sie sie färben, wickeln und ihnen dann mit Kamm und Bürste den letzten Schliff geben. Sie muss weder auf einen Termin warten noch der Friseurin umständlich ihre Wünsche erklären, und zudem ist es so wesentlich preiswerter. Einmal, aber das ist jetzt auch schon wieder Jahrzehnte her, war sie gezwungen, eine Idee weniger perfekt loszulaufen, was ärgerlich war, da es doch um die Nacht der Nächte ging. Für eine Silvesterfeier hatte sie sich bereit erklärt, ihre Freundinnen herauszuputzen, geduldig eine nach der anderen, bis die Uhrzeiger allerdings soweit vorgeückt waren, dass keine Zeit mehr für sie selbst blieb.

## Die Frisuren werden höher

Die Frisuren der 50er Jahre erforderten ja auch einen erheblich größeren Aufwand als dann jene in den 60ern, da nicht einmal die Spitzen der über die Schultern und ins Gesicht hängenden Haare abgeschnitten werden durften. In den 50ern wurde in die Höhe toupiert, es wurde onduliert und blondiert, und am Ende sah man

vielleicht ein wenig aus wie einer der Stars auf den Filmplakaten. Nach den mageren 40ern, in denen es schlicht ums eigene Überleben oder das seiner Angehörigen ging, in denen die Haare nicht gezeigt wurden, sondern unter Soldatenhelmen und Kopftüchern verborgen geblieben waren, konnte man sich jetzt endlich wieder, im Wirtschaftswunderdeutschland, seinem Äußeren zuwenden.

Allerdings kam Giselas Berufswahl nicht von ungefähr. Schon ihr Vater war Friseurmeister und auch ihre Mutter, gemeinsam betrieben sie einen Salon in der Selchower Straße in Neukölln, und an den Nachmittagen, wenn die Schule aus war, half sie den Eltern, fegte Haarbüschel zusammen oder reichte ihnen das Onduliereisen.

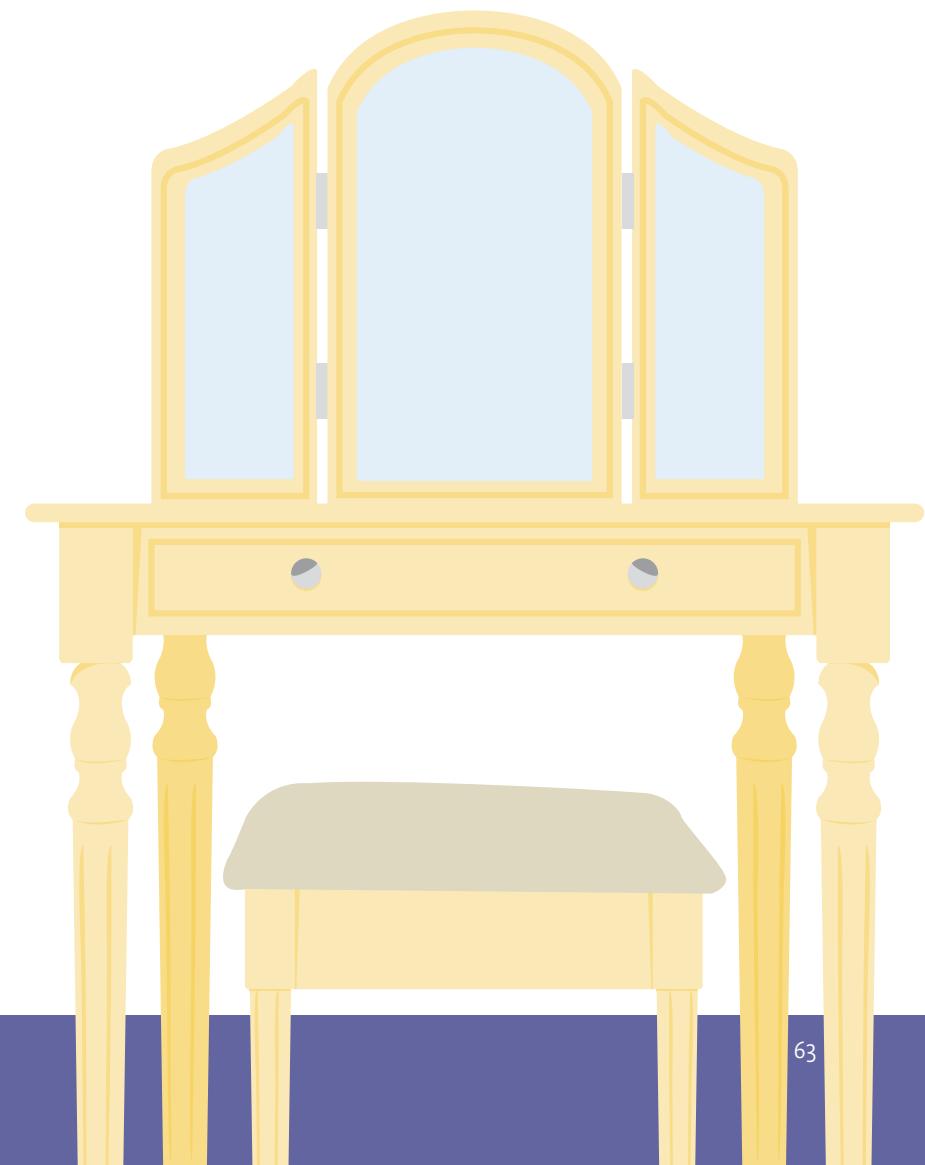
## Zahnbürste und Onalkali

Dieses Onduliereisen machte Gisela Sorgen, später, als sie selbst Lehrmädchen war:

„Ich hatte immer Angst um die Ohren der Damen“

erzählt sie und muss ein bisschen lachen. Doch klappte dann alles ausgezeichnet während der Gesellenprüfung, immerhin hatte sie vorher ordentlich geübt, bevorzugt auf den

Köpfen ihrer Freundinnen. Dabei war die Ausbildung nicht immer ein Spaziergang. Herr Hauffe, der Inhaber des Friseurgeschäftes, ließ sie manchmal mit einer Zahnbürste in die Ecken des Salons kriechen, um auch noch das letzte Staubkörnchen zu eliminieren. Aber zu ihrem Abschluss überreichte er ihr eine Flasche „Onalkali“, das weltweit erste alkalifreie Shampoo, entwickelt von Hans Schwarzkopf. Der Berliner Chemiker und Apotheker war es auch, der 1927 die Weltneu-



heit eines flüssigen Haarwaschmittels auf den Markt gebracht hatte, zuvor wusch man sich den Kopf einfach mit Kernseife und versuchte dann, das stumpfe Ergebnis mit Essig- oder Zitronensäure ein wenig zum Glänzen zu bringen. In dieser Hinsicht also hatte sich einiges getan, bei der Anwendung der Blondierungsmittel aber musste man sich nach wie vor ungemein vorsehen. Eines Tages kam eine Dame, die sich eine blonde Dauerwelle von Gisela wünschte. Gisela rührte das Präparat an, verteilte es auf dem Haar der Dame, drehte es ein und wartete. Dann löste sie die Wickler. Und mit ihnen auch gleich die Strähnen. Sie hatte zuviel der scharfen Flüssigkeit vermengt: Die Locken saßen nun nicht adrett auf dem Kopf der Kundin, sondern klebten an den kleinen metallenen Rollen.

### „Das war mein schlimmstes Erlebnis“

sagt Gisela und schaut immer noch, nach all den Jahren, ein wenig erschrocken. „Aber die Dame verzichtete glücklicherweise darauf, die Sache an die große Glocke zu hängen.“

## Fliesen und verfugen

Inzwischen hatte Gisela geheiratet, einen Fernmeldemechaniker, und einen Sohn bekommen, Michael. Michael sitzt seiner Mutter gegenüber und hört den alten Geschichten zu. Er kommt fast täglich vorbei, gemeinsam gehen sie spazieren oder einkaufen oder ins Theater. Er liebt ihre sauren Eier in Senfsauce und ihren Käsekuchen. „Selbst wenn Michael erst abends um zehn oder um elf nach Hause gekommen ist“, sagt Gisela, „hat er noch ein Stück gegessen.“ Um seinen Willen auch hat sie den Friseurberuf aufgegeben, nach der Scheidung von dem Fernmeldemechaniker. „Ich musste ihn zu oft und zu lang allein lassen, auch samstags. Also habe ich eine Umschulung zur Schreibkraft gemacht und hatte dann geregelte Arbeitszeiten.“ 1975 heiratete Gisela ein zweites Mal, Günter. Ende der 70er Jahre schlug Günter vor, aus Berlin wegzuziehen, nach Hünfeld in Hessen, wo sie ein Haus nach ihren Vorstellungen umbauten. Das Haus lag an einem Berg, am Rand der Rhön, mit Blick auf die Wasserkuppe. Sie widmete sich ganz und gar diesem Haus, gab die Stelle bei der BfA auf, um weitab vom Großstadtgetöse zu

fliesen, zu verfugen, die Fenster zu streichen. Doch dann starb Günter, 1989, und im Lauf der Zeit auch die Nachbarn und die Freunde und zum ersten Mal seit Langem sehnte sie sich nach Berlin. Michael ist jetzt da für sie, und ihre Enkelinnen, Miriam und Annika. Mit Miriam hat sie kürzlich alle ihre Kleider hervorgeholt und anprobiert, und tatsächlich, sie passen noch. Mit Michael ist bald ein Bummel durchs KaDeWe geplant. Und dann gibt es ja noch ihre Schulfreundin, Gisela. Damals, in den 50ern, ist die eine Gisela zur anderen in den Friseursalon gegangen und hat ihr sozusagen ihren Kopf geborgt, zum Üben für die Gesellenprüfung. Manchmal treffen sich die beiden Giselas und erinnern sich gemeinsam daran, wie es war, früher.

*aufgezeichnet von Tatjana Wulfert im Immanuel Seniorenzentrum Schöneberg*





# Himbeergelee und Nussbruch

Süßigkeiten waren damals, fünf Jahre nach Kriegsende, noch längst keine Selbstverständlichkeit. Trotzdem stand Waltraud jeden Tag dreizehn Stunden in einem Geschäft und verkaufte Konfitüren, Kekse und Schokolade. In den Laden kamen feine Damen und blasse Kinder und eines Tages auch ein junger Tischler.

„Gnädige Frau, bitte schön,  
danke sehr“

ein Knicks oder ein dezentes Neigen des Kopfes, die Gnädige lächelt sparsam und tritt auf das Trottoir mit ihrem sorgsam verschnürten Päckchen, in das Waltraud behutsam eine Handvoll Nougatpralinés gelegt hat. Waltraud ist froh, diese Lehrstelle gefunden zu haben, Verkäuferin zu werden war zwar nicht ihr innigster Wunsch, aber fünf Jahre nach dem Krieg hat man eben keine Flausen im Kopf zu haben. Dort, wo sie herkommt, sprechen die Männer die Frauen nie mit „Gnädige“ an, und bei ihr zu Hause, in der Breiten Straße, immerhin einer „besseren Gegend“, beugt man nicht nur den Kopf, sondern den gesamten Rücken, um zum Beispiel den Lappen über dem Eimer auszuwringen. Ihre Eltern haben eine Portiersstelle, erledigen kleinere Reparaturen im Haus, wechseln die Glühbirnen, putzen die Fenster und wischen das Treppenhaus, und Waltraud und ihre Schwester helfen nach der Schule selbstverständlich mit.

## Im Schlaraffenland

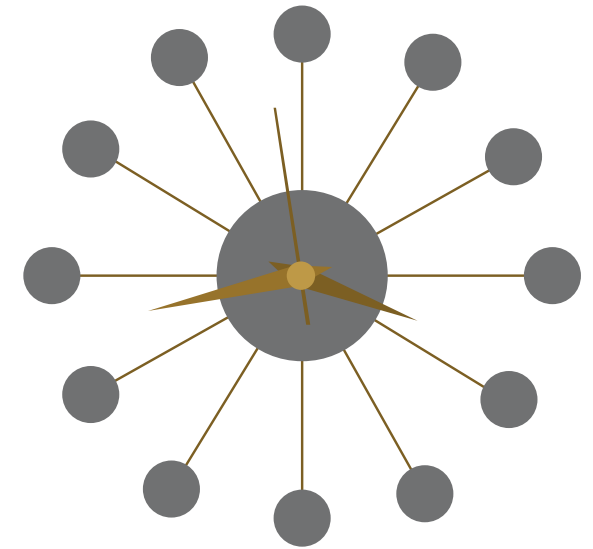
Dagegen ist die Arbeit im Konfitüren- und Schokoladengeschäft geradezu delikatsch. Die Ware ist empfindlich und von erlesener Qualität, es duftet nach Kakao und die Gläser mit den Fruchtcompositionen stehen hübsch angeordnet in den Regalen. Es gibt Himbeer-

gelee und Erdbeermarmelade, Kekse und Plätzchen, dunkle und helle Schokolade, mit Nüssen oder ohne. Niemand aber verschlingt diese Herrlichkeiten tagtäglich und maßlos, weder die Betuchteren und schon gar nicht die, die jede Mark zwei Mal umdrehen müssen. Zwar gibt es keine Lebensmittelkarten mehr, ab dem 1. März 1950 sind die Rationalisierungen, mit Ausnahme von Zucker, aufgehoben worden. Und seit dem 1. Mai fällt auch diese Einschränkung weg. Aber Süßes bleibt nach wie vor etwas Besonderes, das zu Weihnachten oder zum Geburtstag verschenkt wird.

Gerade Kinder streifen häufig um das Geschäft oder drücken ihre blassen Großstadtnasen an die Fensterscheibe, stellen sich vor, welchen Schatz aus diesem Schlaraffenland sie sich kaufen würden. Haben sie dann endlich ein paar Groschen beisammen, betreten sie den Laden und erstehen eine Kleinigkeit. Später können sie die bunten Bonbons auch ohne Umweg in den Laden betrachten, denn vor dem Geschäft thronen Drei-Kilo-Gläser, in denen es smaragdgrün und purpurn und sonnengelb funkelt.

## Spaziergang mit Hund

Dann und wann schaut auch ein junger Herr herein, ein Tischler, und kauft ein Tütchen Nussbruch, der etwas günstiger ist, als eine unversehrte Tafel. Sie kommen ins Gespräch, Waltraud und Gustaf, sie entdeckt,





dass er am Abend mit seinem Hund spazieren geht, und so laufen sie immer öfter ein Stück zusammen und eines Tages dann zum Standesamt. „In der ersten Zeit“, erzählt Waltraud, „sind wir nicht in den Urlaub jefahren. Später dann für ein, zwei Wochen nach Kärnten. Ick hab ja immer jearbeitet, jeden Tach von sieben bis zwanzig Uhr, auch samstags. Und sonntags musst ick mich um den Haushalt kümmern.“ Aber sie wirkt keineswegs bedrückt deswegen.

„Ick hab für den Laden jelebt, auch wenn er mir nicht gehörte, fünfzig Jahre lang.“

Kinder haben sie keine, aber sie sind froh, so wie es ist. Bis Gustaf an Krebs erkrankt. Er stirbt, während Waltraud wegen einer Hüftoperation im Krankenhaus liegt. Sie wohnt jetzt allein, aber manchmal trifft sie noch Leute von früher, Leute, die sie im Geschäft bedient hat. Im Dezember 2014 kann sie nach einem Unfall nicht mehr ohne Hilfe leben und zieht ins Immanuel Seniorenzentrum Schöneberg. Hin und wieder kommt eine Freundin vorbei. Sie sitzen dann in der obersten Etage, vor dem Panoramafenster, schauen auf die Hauptstraße hinab, schwatzen, trinken einen Kaffee und essen ein Stück Schokolade dazu.

*aufgezeichnet von Tatjana Wulfert im Immanuel Seniorenzentrum Schöneberg*







**Impressum:**

Immanuel-Miteinander Leben GmbH  
Am Kleinen Wannsee 5 A  
14109 Berlin

Redaktion: Dr. Gerrit Popkes,  
Marlen Bonke und Sonja Stüber

Grafiken und Layout: Christiane Meyer

# Das Immanuel Seniorenzentrum Schöneberg in Berlin

Wir sind der Auffassung, dass man einen alten Baum nicht verpflanzen sollte, und deshalb haben pflegebedürftige Menschen mitten in Schöneberg, in ihrem angestammten Kiez, die Möglichkeit, vollstationäre Pflege in Anspruch zu nehmen.

## **Immanuel Seniorenzentrum Schöneberg**

Hauptstraße 121 A

10827 Berlin

Tel. (0 30) 78 004-0

Fax (0 30) 78 004-150

schoeneberg@immanuel.de



IMMANUEL  
DIAKONIE

[www.schoeneberg.immanuel.de](http://www.schoeneberg.immanuel.de)

